



Landeskirchliches Archiv
Evangelisch-Lutherische
Kirche in Norddeutschland



abgestaubt

... aus Archiven in der Nordkirche

7

2019

Kirchliches Schriftgut professionell schützen.

z.B. mit der archivsischeren Kombination aus
Stülpeschachtel **LORELEY** und Jurismappe **VOLTAIRE**

*stapelbar,
pH-neutral,
säurefrei*



*ideal für die
Langzeitarchivierung*

*flachliegende
Anlieferung*

*viele Formate
erhältlich*



*DIN ISO 9706
ISO 16245-A
PAT getestet*

*DIN A5, DIN A4,
DIN A3, DIN A2...*

*Füllhöhen
3 - 6 cm*

Finden Sie über 1.000 Schutzverpackungen
unter www.archiv-box.de



Erich-Keßler-Str. 4 · 76689 Karlsdorf-Neuthard
T +49 (0)7251-34 88 00 · F +49 (0)7251-34 88 07
info@archiv-box.de · www.archiv-box.de



Landeskirchliches Archiv
Evangelisch-Lutherische
Kirche in Norddeutschland



abgestaubt

... aus Archiven in der Nordkirche

7

2019

IMPRESSUM:

2019

Herausgegeben vom

Landeskirchlichen Archiv der Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland

Landeskirchliches Archiv Kiel (LKAK)

Winterbeker Weg 51, D -24114 Kiel

Tel. 0431 9797 - 660

kiel@archiv.nordkirche.de

www.archivnordkirche.de

Landeskirchliches Archiv Schwerin (LKAS)

Außenstelle Schwerin

Am Dom 2, D -19055 Schwerin

Tel. 0385 20223292, Fax 0385 20223299

Anfragen zur Familienforschung:

kirchenbuchstelle.schwerin@archiv.nordkirche.de

Anfragen zu anderem Archivgut:

schwerin@archiv.nordkirche.de

www.archivnordkirche.de

Landeskirchliches Archiv Greifswald (LKAG)

Außenstelle Greifswald

z.Zt. geschlossen,

Anfragen bitte an das LKAK richten: kiel@archiv.nordkirche.de

www.archivnordkirche.de

Verantwortlich: Ulrike Reinfeldt, Grace Anders

Die Verantwortung für namentlich gekennzeichnete Beiträge liegt bei den Autoren.

Die Wahl der Rechtschreibung liegt ebenfalls bei den Autoren.

Layout: Finn Morten Sievers, Dezernat Theologie, Archiv und Publizistik

Fotos: Soweit nichts anderes vermerkt ist,

sind die Fotos von Mitarbeitern des Landeskirchlichen Archivs aufgenommen worden.

Druck: Hansadruck, Hansasträße 48, Kiel

ISSN 2569-6033

Inhalt

Archivisches

Vor dem Altpapier gerettet	7
Archive und Öffentlichkeit – ein Widerspruch?	10

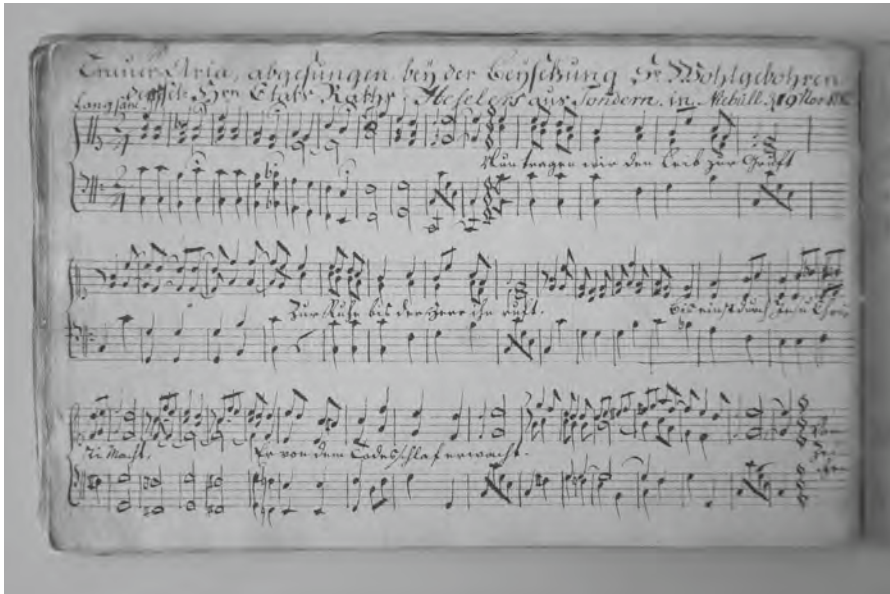
Historisches

Die Jesuiten in Japan – Ein Plan B mit Folgen.	19
Die Kirchenbibliotheken Damgarten und Saal	34
10 Tage im April	
Pommersche Ostern 1982 als Politikum	46
Zur Geschichte des Penkuner Schulwesens	52
„Aber Gott gibt ja zu seinen Aufgaben auch immer die Gaben.“	60

Menschen kommen und gehen

Nachruf Klaus Günther	73
Cathrin Kleine, mein Leben als FaMI	74
Nachruf Karl Nielsen	77
Mark Tiedemann, Kirchenkreisarchiv Mecklenburg	78
Nachruf Otto Ramm	79
Sebastian Eichler, Landeskirchliches Archiv Schwerin	80

Vor dem Altpapier gerettet



Notenbuch des Organisten Ulrich Anton Clausen Fehr

So manche Archivalie wurde mit knapper Not vor dem Müll gerettet. Auch diese Geschichte erzählt von der wundersamen Rettung eines unscheinbaren Hefts. Die Rede ist von einem Notenbuch, das vom Organisten Ulrich Anton Clausen Fehr in Niebüll verfasst wurde. Fehr wurde 1753 in Hadersleben geboren und war von 1778 bis 1784 Organist in Niebüll. Dann kehrte er als Schreib- und Rechenmeister an die Bürgerschule in Hadersleben zurück. In der St. Marien-Kirche, der heutigen Domkirche, war er für die Vokalmusik zuständig. Als Organist trat er bis zu seinem Tod 1812 nicht mehr hervor.

Somit fassen wir in diesem Heftchen einen kleinen Ausschnitt seines Wirkens für einen kurzen Abschnitt seines Lebens. Er komponierte und sammelte verschiedene Stücke für den Gebrauch im Gottesdienste. Zum Beispiel notierte er sich in dem Heft Vorspiele, die er regelmäßig einsetzte.

Es diene also als Kladde für den allgemeinen Gebrauch. Aber auch selbst verfasste Stücke finden sich, z.B. eine Komposition zur Beerdigung des Etatsrats Heseler in Niebüll 1782.

Kurioserweise lässt gerade diese Komposition allein die genaue Identifizierung von Fehr als Urheber zu. Für die musikwissenschaftliche Forschung stellt das Notenheft somit eine wichtige Quelle für die Erforschung der Rezeption und Nutzung der musikalischen Strömungen in Niebüll im ausgehenden 18. Jahrhundert dar.

Äußerlich wirkt es sehr dürrig, schlecht zusammengeheftet, abgegriffen. Durch den häufigen Gebrauch und die vermutliche lange Lagerung unter ungünstigen Bedingungen hat es auch gelitten. Altpapier, hat die junge Organistin in Oxbüll im dänischen Alsen gedacht, als sie ihren Arbeitsplatz aufräumte. Ein Glück, dass Herr Paul mit seiner Familie da gerade Urlaub machte. Der Vater Detlev Paul war Pastor in Lindholm. Der Sohn Hinrich Paul selber ist heute Organist im westfälischen Spenge. Dessen Frau wiederum stammt von einem Organisten in Oxbüll ab, Heinrich Hansen. Wie die Familie nun 1980 auf den Spuren der Vorfahren unterwegs ist, fallen der Familie zwischen dem Altpapierberg drei schmale ‚uralte‘ Notenbücher auf, die sie mitnehmen dürfen.

Der nordfriesische Archivpfleger Albert Panten erhält Kopien der Notenbücher, die er seinerseits dem Musikwissenschaftler Prof. Dr. Konrad Küster zeigt. Dieser ist elektrisiert und versteht sofort die Bedeutung des Stücks. Er befasst sich ausgiebig damit. Teile davon sind inzwischen publiziert worden (Ulrich Anton Clausen Fehr, Das Notenbuch aus seiner Organistenzeit in Niebüll (um 1780). In Auswahl herausgegeben von Konrad Küster. In: Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland

Der Landeskirchenmusikdirektor (Hrsg.), Musik zwischen Nord- und Ostsee, Nr. 44, Hamburg 2018; <https://www.nordkirche.de/kirchenmusikportal/notendownload/>.

Worin liegt nun die Bedeutung? Es finden sich eigene Kompositionen, aber auch Gebrauchsmaterial für Orgelvorspiele, bei denen nicht zweifelsfrei geklärt ist, ob er sie selber schrieb oder Stücke anderer heranzog. Sie dienten der Einstimmung der Gemeinde auf das folgende Lied. Dafür benötigte Fehr einige Stücke, die er griffbereit hielt. So erklärt sich der Zustand. Ein Heft für den täglichen Gebrauch, das dann beiseite gelegt wurde.

Für die Musikwissenschaft ist es faszinierend festzustellen, welche Einflüsse hier wirksam werden. Dann aber stellt sich die Frage: Wo soll es zukünftig bleiben? Herr Paul findet die Idee, das Notenheft wieder in den Norden zu geben, schön. Damit wird der Gedanke konkreter, es dem Landeskirchlichen Archiv in Kiel als Schenkung zu übergeben.

Im Oktober 2018 ist es dann soweit: In einem Festakt im Anschluss an den Gottesdienst in Niebüll übergibt Herr Paul das Notenheft feierlich dem Landeskirchlichen Archiv. Prof. Küster erläutert in prägnanten und verständlichen Ausführungen die Bedeutung des Heftes. Für das Archiv nimmt Ulrich Stenzel das wertvolle Stück entgegen. Eingerahmt wird der Festakt durch Vorführungen einzelner Stücke an der Orgel durch Herrn Scheibe.

Es wird jetzt unter der Signatur Landeskirchliches Archiv Kiel, 90 (Urkunden und andere Einzeldeposita) Nr. 35 verwahrt. Eine behutsame Restaurierung, die die Art der Nutzung nicht verdecken soll, und eine Reproduktion werden angestrebt.

Ulrich Stenzel, Kiel

Archive und Öffentlichkeit – ein Widerspruch?



Foto Christian Schmidtke

Der Beitrag ist dem Verhältnis der Archive zur Öffentlichkeit gewidmet. Unter einem Archiv verstehe ich hier konkret die Institution. Zwischen – typologisch betrachtet – öffentlichen und nichtöffentlichen Archiven sowie einzelnen Archivsparten unterscheide ich dabei nicht. Mit dem Begriff „Öffentlichkeit“ bezeichne ich alltagssprachlich und undifferenziert die Anspruchsgruppen eines Archivs genauso wie den Grad der Offenheit dieser Einrichtung. Zwischen verschiedenen Teil-Öffentlichkeiten, die eine ambitionierte archivische Öffentlichkeitsarbeit zu unterscheiden hätte, trenne ich nicht weiter. Ich verwende die beiden titelgebenden Begriffe zudem in der Regel im Kollektivsingular. Inhaltlich werde ich sechs Aspekte der Beziehung Archiv und Öffentlichkeit herausarbeiten. Meine Ausführungen werden stellenweise holzschnittartig sein. Sie sind aber von dem Bestreben gekennzeichnet zuzuspitzen. Zielpunkt meiner letztendlich optimistischen Überlegungen ist die These, dass die Formel „Archive und Öffentlichkeit“ mitnichten einen Antagonismus beschreibt, sondern im besten Fall für eine fruchtbare Symbiose steht.

Archive vs. Öffentlichkeit

Ausgangspunkt meiner Überlegungen soll die Archivgeschichte sein. Eine Institution ist, was und wie sie ist, wesentlich durch ihr Herkommen. Archive entstanden vornehmlich aus dem Zweck heraus, dauerhaft Rechte zu sichern, und zwar Rechte der sie unterhaltenden Person oder Institution. Sie dienten der Legitimierung von Besitz-, Macht- und Deutungsansprüchen und waren insofern gewissermaßen Herrschaftsinstrumente ihres Trägers. Ein allgemeiner Zugang war nicht vorgesehen. Archive waren per se geschlossene Einrichtungen und nur mit Erlaubnis des Eigners zugänglich; ihre Nutzung durch Externe markierte den Ausnahmefall. Die den Archiven mitunter noch heute zugeschriebene Eigenschaft, Verwahrort von Geheimnissen und Ähnliches zu sein, zeugt von diesem Ursprung. Und tatsächlich sind Züge dieser Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit in unseren Häusern noch immer lebendig. So weist das typologische Spektrum der Archive Einrichtungen auf, deren vornehmster Zweck eben nicht in ihrer öffentlichen Nutzung zu suchen ist – beispielhaft sei auf Adels- und Marken-Archive verwiesen. Auch sieht der typische Archivbau öffentliche und nichtöffentliche Bereiche vor, wobei besonders das Magazin für die Öffentlichkeit unzugänglich ist. Und nicht zuletzt kennt jedes Archiv Einschränkungen in der Benutzbarkeit, die z.B. mit der Wahrung von Persönlichkeitsrechten oder mit dem Erhaltungszustand nachgefragter Archivalien begründet werden. Insofern, so meine erste These, gehört ein gewisser Gegensatz zwischen dem Archiv und der Öffentlichkeit, der sich in Vorbehalten gegenüber einem unbegrenzten Zugang manifestiert, durchaus zum Kern dieser Institution, den sie sich aus ihrem geschichtlichen Werden heraus bewahrt hat. Und das ist, scheint mir, nicht falsch so. Darauf wird zurückzukommen sein.

Offene Archive

Wenn also aus der Geschichte abgeleitet wird, dass Archiven durch ihre tradierte Funktion gewissermaßen eingeschrieben ist, in Teilen dauerhaft (Stichwort Magazin) oder wenigstens vorübergehend (Stichwort Schutzfristen) für die Öffentlichkeit unzugänglich zu sein, und wenn dies sogar für gut befunden wird, so soll damit nicht für geschlossene Archive plädiert werden. Im Gegenteil. Im Allgemeinen sind Archivare heute nach Möglichkeit bemüht, für Öffentlichkeit zu sorgen und Einblicke selbst in normalerweise geschlossene Bereiche ihrer Häuser zu geben.

Der „Kodex ethischer Grundsätze für Archivarinnen und Archivare“¹ ebenso wie die internationalen „Grundsätze des Zugangs zu Archiven“² legen diesbezüglich eine proaktive Haltung nahe. Auch das halte ich für richtig. Was aber heißt das konkret? Illustrierend seien einige Aspekte dieses Strebens nach Offenheit und Öffentlichkeit genannt: Im Rahmen von Tagen der offenen Tür sind Archive heute im Regelfall bereit, einen Blick „hinter die Kulissen“ zu gewähren. Öffentliche Führungen und Präsentationen der bewahrten Stücke im Rahmen solcher Rundgänge oder mittels von Ausstellungen innerhalb wie außerhalb des Hauses gehören fast schon zum Standardrepertoire der archivischen Öffentlichkeitsarbeit. Wohl weniger verbreitet, aber doch eine zentrale Forderung der Fachcommunity und insofern anerkanntes Ziel archivischer Arbeit heute, ist das Bemühen, die methodischen Grundlagen der ausgeführten Tätigkeiten transparenter zu machen. Zum Beispiel werden Bewertungsmethoden oder Erschließungsrichtlinien für alle zugänglich online hinterlegt und sogar öffentlich diskutiert. Auch werden fachliche Entscheidungen schriftlich dokumentiert; sie können so bei Bedarf nachvollzogen werden. Nicht zuletzt stehen sinkende Benutzungshürden für die wachsende Öffnung der Archive. Vom Instrument der Schutzfristenverkürzung macht wohl jedes Haus Gebrauch. Und sogar eine elementare Formel der Archivgesetze gehört mehr und mehr der Vergangenheit an: Die (gefühlte) restriktivere Koppelung der Archivbenutzung an ein „berechtigtes Interesse“ wird sukzessive vom Jedermann-Zugangsrecht verdrängt. Demnach, und das ist meine zweite These, sind Archive heute vielfach offene Archive oder sie neigen zumindest dazu hin. Das Verhältnis Öffentlichkeit und Geheimhaltung ist lange schon im Begriff, nachhaltig zugunsten ersterer verschoben zu werden. Die bisherigen Überlegungen in einem Leitsatz gebündelt ließe sich vielleicht so formulieren: Archive sind so offen wie möglich und so geschlossen wie nötig.

1) Vgl. Internationaler Archivrat (ICA): Kodex ethischer Grundsätze für Archivarinnen und Archivare (1996). Deutsche Übersetzung 1997 – online unter: <https://www.ica.org/en/ica-code-ethics> [Zugriff: 29.04.2019].

2) Vgl. Internationaler Archivrat (ICA): Grundsätze des Zugangs zu Archiven (2012). Deutsche Übersetzung 2014 – online unter: <https://www.ica.org/en/principles-access-archives> [Zugriff: 29.04.2019].

Gefährdung der Archive durch Öffentlichkeit

Ich habe bislang festgestellt, dass Archive zugleich offene und geschlossene Einrichtungen sind. Dass dies kein Widerspruch ist, wurde an Beispielen verdeutlicht. Da Archive heute zu Recht zu immer mehr Öffentlichkeit tendieren, muss die oben aufgeworfene Frage, wozu es Reservate der Abgeschlossenheit eigentlich braucht, hier noch einmal aufgenommen werden. Antworten möchte ich mit einer dritten These: Der allgemeine Auftrag der Archive, die in ihre Hände gelegten Güter zu bewahren, um sie unter Gewährung der selben Standards auch späteren Generationen zur Einsicht vorlegen zu können, und die Qualität der archivischen Arbeit können gefährdet sein durch ein Zuviel an Öffentlichkeit! Diese Auffassung muss begründet werden.

Archivarische Arbeit ist komplex. Es braucht fundierte Fachkenntnisse, um sie in ihrer Breite ausfüllen zu können. Nicht jedermann ist ohne weiteres befähigt, archivische Tätigkeiten anspruchsgerecht auszuführen. Deshalb drängt der Verband auf eine Professionalisierung des Berufsstandes. Deshalb gibt es unter Fachkolleg*innen Vorbehalte gegenüber zu viel Teilhabe von Laien im Archiv, ist diese nun Ausfluss eines archivpädagogischen Konzepts (Stichwort Citizen Science) oder einfach nur Folge einer kostensenkungsintendierten Outsourcing-Politik. Um es klar zu sagen: Archivarische Entscheidungen – ob in der Bewertung, Erschließung, Benutzung usw. – können in der Öffentlichkeit begründet werden müssen. Aber die ihnen zugrundeliegenden fachlichen Standards sind jenseits der Fachöffentlichkeit nicht diskutabel. Nicht die aktenbildende Stelle legt fest, welche Unterlagen zu archivieren und wie diese aufzubewahren sind, sondern die Archivarinnen und Archivare. Nicht die ehrenamtliche Unterstützung oder die Crowd entscheidet über die Standards der Erschließung, sondern das Archiv. Und nicht die Nutzer*innen bestimmen über die Modalitäten der Benutzung, sondern die Archive (gemeinsam mit dem Träger). Um ihren Auftrag sachgerecht und qualitativ voll erfüllen und die fachlichen Standards auch weiterentwickeln zu können, brauchen Archivar*innen räumlich aber auch sachlich und zeitlich so etwas wie einen Schutzraum vor zu viel öffentlicher Beteiligung und Einflussnahme, eine Art Reservat eben, davon bin ich überzeugt.

Aus der Öffentlichkeit verschwindende Archive

Doch um die Verhältnisse realistisch darzustellen: Archive dürften heute weniger durch ein Zuviel an Öffentlichkeit – öffentlicher Wahrnehmung, Mitwirkung, Einflussnahme – gefährdet sein als durch ein Zuwenig. Meine vierte These lautet daher: Mangelnde Offenheit kann zu einem Verschwinden der Archive aus der Öffentlichkeit führen. Ich meine hier weniger die Schließung von Häusern, denn diese sind weithin Pflichtaufgaben ihrer Träger, als ihre Marginalisierung. Nicht wahrgenommene Archive werden verschwundene und letzten Endes verlorene Archive sein. Auch diese Einschätzung ist zu erläutern.

Aus meiner Sicht hat der nicht neue Verdacht, statt eines positiven oder negativen Images sei in weiten Teilen der Öffentlichkeit gar kein Bild vom Archiv vorhanden, einige Berechtigung. Der einmal von Ulrich Raulff getroffenen Einschätzung, das Archiv sei „sexy“ geworden,³ steht entgegen, dass viele Menschen gar nicht wissen, was Archive eigentlich sind und tun. Das zeigt sich beispielsweise an den gängigen Verwechslungen mit Büchern und Bibliotheken oder – verwaltungsintern – mit der Altregistratur. Wir Archivarinnen und Archivare sind daran nicht unschuldig, denn solche Missverständnisse sind auch eine Folge von fehlender, ja verfehlter Öffentlichkeitsarbeit. Nun ist ein „falsch verstandenes“ Archiv noch kein verschwundenes Archiv im oben genannten Sinne. Folgt aus der Unkenntnis jedoch Desinteresse, sind Archive auf dem Weg zu verschwinden. Mit anderen Worten: Archivar*innen muss an Aufklärung in Bezug auf ihre Tätigkeit und vor allem an größtmöglicher Sichtbarkeit ihrer Häuser und ihrer Bestände gelegen sein. Archive konkurrieren heute stärker denn je mit alternativen Informationsangeboten (analogen und digitalen). Sie sind konfrontiert mit sich stetig wandelnden Nutzerbedürfnissen (Stichworte digitaler und virtueller Lesesaal) und mit Änderungen im Informationsverhalten (Beispiel Such-Strategien). Gelingt es ihnen nicht, den Bedürfnissen aber auch den Fertigkeiten ihrer Nutzer*innen zu entsprechen, oder verweigern sie sich einer angemessenen Anpassung sogar, droht den betreffenden Archiven die Marginalisierung. Positiv gewendet heißt das aber auch: Schaffen wir es, mit unseren Angeboten nah am Bedarf der Nutzer*innen zu sein, reagieren wir z.B. angemessen auf den allgemeinen Medienwandel und rüsten wir technisch nach (was spricht eigentlich gegen freies W-LAN

3) Vgl. Ulrich Raulff: Archive und Öffentlichkeit – aus der Perspektive der Wissenschaft, des Feuilletons und eines Literaturarchivs, in: Heiner Schmitt (Red.): Archive und Öffentlichkeit. 76. Deutscher Archivtag 2006 in Essen, Marburg 2007, 15–24, hier 15.

und Fotografieren im Lesesaal?), wahren wir die Föhlung zur Forschung (Kooperationen usw.), nehmen wir unbestreitbare öfentlichliche Trends wie die Meinung, das nicht existiere, was nicht im Netz ist, ernst und entwickeln wir unsere online-Präsenzen entsprechend weiter (z.B. in Portalen), dann ist der Gefahr des Verschwindens der Archive aus der Öfentlichkeit zumindest eine Ursache entzogen.

Stärkung der Archive durch mehr Öfentlichkeit

Vielerorts wird dies allerdings bedeuten, mehr Ressourcen in die öfentliche Arbeit im Wortsinn zu investieren. Öfentlichkeitsarbeit ist als eine Schlüsselaufgabe der Archive anzusehen. Wir Archivar*innen müssen das erkennen und ihr in unserem Tun entsprechend Raum geben – sowohl im Alltagsgeschäft als auch in der Archiventwicklungsplanung. Dass eine gute Öfentlichkeitsarbeit, die meines Erachtens Kern einer proaktiv ausgerichteten Imagebildung ist, ein probates Mittel sein kann, um nicht nur Beschneidungen der archivischen Infrastruktur vorzubeugen, sondern auch Archive dauerhaft und allgemein anerkannt als zentrale Informationseinrichtungen in unserer Gesellschaft zu etablieren, ist meine Überzeugung und fünfte These. Was aber ist gute Öfentlichkeitsarbeit?

Ohne in diesem Text ins Detail gehen zu können, ist doch zum einen festzuhalten, dass Öfentlichkeitsarbeit, will sie effektiv und nachhaltig sein, der vorausschauenden Planung und der anhaltenden Aufmerksamkeit bedarf. Besteht sie nur aus gelegentlichen, isolierten Maßnahmen, wird sie wenig fruchtbar sein, sogar Ressourcen vergeuden, weil einmal angestrengte Aktivitäten letztlich ins Leere laufen. Beispielsweise wird es wenig bringen, eine Nutzerumfrage durchzuführen, wenn man nicht in der Lage oder willens ist, Rückmeldungen auch zu hören und Strukturen oder Angebote entsprechend anzupassen. Gute Öfentlichkeitsarbeit ist zum anderen bedarfsgerecht und gezielt. Sie erfasst (potentielle) Zielgruppen und versucht für Teil-Öfentlichkeiten passende Angebote zu schaffen. Gelungene Öfentlichkeitsarbeit ist weiterhin in den beschrittenen Wegen und gewählten Mitteln vielfältig. Das ist von Sparte zu Sparte und von Archiv zu Archiv verschieden und in der eigentlichen Breite hier nicht zu behandeln. Trotzdem möchte ich an diesem Punkt kurz verweilen und wenigstens unsystematisch einige Aspekte nennen, die zur Öfentlichkeitsarbeit zählen, jedenfalls imagewirksam sind: Öfentlichkeitsarbeit ist gezielt auch nach innen zu betreiben.

Träger- und sogar archivinterne Angebote sind geeignet, unsere Tätigkeiten in der Qualität zu verbessern sowie unsere Bedürfnisse und Probleme verständlicher zu machen und dabei Synergien zu erreichen. Ein interessanter Ansatz könnte z.B. das gegenseitige Hospitieren der Mitarbeiter untereinander sein. Ein anderer Aspekt der Öffentlichkeitsarbeit muss der Versuch sein, eine laienverständliche Sprache zu sprechen. Archivar*innen verwenden eine Fachsprache und sie üben, zumindest wenn sie Glieder einer Verwaltung sind, auch „Sprachvollzug im Amt“ (Peter Becker⁴). Sie errichten, mit anderen Worten, durchaus Barrieren gegenüber der Öffentlichkeit. Die Beratung und Begleitung unserer Kunden, ob nun persönlich, telefonisch oder digital, sollte aber nutzerorientiert und bedarfsangemessen sein. Nutzerberatung ist Öffentlichkeitsarbeit und gehört mit der entsprechenden Sensibilität und Sorgfalt organisiert! Barrierefreiheit ist ein weiterer Zielpunkt gelungener Öffentlichkeitsarbeit. Analog wie digital Hindernisse in der Zugänglichkeit für Menschen mit Handicap abzubauen, ist eine dringende Aufgabe für die Archive, die zugleich, im Positiven wie Negativen, imagebildend wirkt. Schließlich, um noch ein Handlungsfeld zu markieren, scheinen mir der Abbau von Zugangshürden und überhaupt das Erhöhen der öffentlichen Sichtbarkeit zeitgemäße Forderungen an uns Archivarinnen und Archivare zu sein. Während Bibliotheken vielerorts verstanden haben, dass die Gewährung eines möglichst ungestörten Zugangs zu ihren Katalogen, ja zum Teil zu ihren Beständen, und des freien Aufenthalts in ihren Räumen Ausdruck ihres gesellschaftlichen Auftrags ist, sind Archive bisher oft noch ziemlich geschlossene Einrichtungen. Gesicherte Türen, nur nach Ausweisung der Person und auf Antrag zugängliche Lesesäle, der gebührenpflichtige Zugang zu Netzressourcen und Reproduktionen sowie andere restriktive Praktiken wären zumindest einmal zu hinterfragen. Andernfalls wird es im Kontext vielfältig-konkurrierender Informationsangebote für die Archive in Zukunft schwerer sein, als die öffentlichen Informationsdienstleister und Orte der Information und Kommunikation wahrgenommen zu werden und anerkannt zu sein, die wir eigentlich sind oder sein wollen.

An den genannten und weiteren Punkten sollten wir also schon aus eigenem Interesse arbeiten. Denn, ich sage es noch einmal, gute Öffentlichkeitsarbeit ist auch wirksame Lobbyarbeit und damit Instrument zur „Zukunftssicherung

4) Vgl. Peter Becker: Sprachvollzug: Kommunikation und Verwaltung, in: Peter Becker (Hg.): Sprachvollzug im Amt. Kommunikation und Verwaltung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, Bielefeld 2011, 9–42.

der Archive“ (Gerd Schneider⁵⁾). Sie kann ein Mittel sein, auf unseren Wert hinzuweisen, unsere Anliegen vorzutragen und Ressourcen für unsere (anderen) Kernaufgaben zu erhalten bzw. zusätzlich freizusetzen. Öffentlichkeitsarbeit ist insofern eine Chance und sie bietet die Aussicht auf eine Stärkung der Archive.

Mehr Öffentlichkeit durch Archive

Ein letzter Aspekt gehört hier in die Argumentation eingebracht: Öffentlichkeitsarbeit wird von Archiven nicht nur – und idealiter nicht zuerst – aus eigenem Interesse betrieben. Sie hat sich nach meinem Dafürhalten auch aus der Verpflichtung der Archive gegenüber der Öffentlichkeit, die viele von uns trägt, zu ergeben. Auch wenn das idealistisch und überladen anmuten mag, was sollte falsch daran sein, einen gesellschaftsethischen Anspruch an unsere Tätigkeit zu formulieren? Gerade vor dem Hintergrund der aktuellen kritischen, ja infamen Anfragen an die Verfasstheit unserer Gesellschaft, die mit Neologismen wie „postfaktisch“ auf den Begriff gebracht worden sind, wird deutlich, was Archive leisten und sein können: Sie stellen Öffentlichkeit her, indem sie Gleichheit im Zugang gewähren, für Informationsfreiheit und -transparenz stehen, Authentizität garantieren usw. Sie sind Orte der kollektiven Erinnerung und Identitätsstiftung. Sie stehen ein für Neutralität in gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen. Archive sind insofern – dies ist meine sechste These – ein großer Schatz für die Gesellschaft, denn sie bieten stets die Chance zu mehr Öffentlichkeit. Die Tatsache, dass sie der Gesellschaft wohl dann am meisten nützen, wenn sie weitgehend offen sind, immer aber Reservate der Geschlossenheit bewahren, ist dabei, wie schon erörtert, nur ein scheinbares Paradox. Aus meiner Sicht gewinnen Archive dadurch an Glaubwürdigkeit und Anerkennung, allerdings wohl nur, wenn wir Archivar*innen bereit und bemüht sind, den Wert dieser Reservate und unser archivisches Handeln insgesamt immer wieder öffentlich zu erläutern und also Öffentlichkeitsarbeit und Imagebildung im besten Wortsinn zu betreiben.

5) Vgl. Gerd Schneider: Archive zwischen Risiko und Chance: Interner Umgang mit externen Bedingungen, in: Stefanie Unger (Hg.): Archive und ihre Nutzer – Archive als moderne Dienstleister. Beiträge des 8. Archivwissenschaftlichen Kolloquiums der Archivschule Marburg, Marburg 2004, 13–56.

Archive und Öffentlichkeit – kein Widerspruch!

Der vorliegende Text versteht sich als Versuch, das Verhältnis der Archive zur Öffentlichkeit kursorisch einmal näher zu betrachten. Wenn ich die hier angestellten Überlegungen, die in vielem ja keineswegs neu sind, am Ende kurz Revue passieren lasse, so ergibt sich etwa folgendes Bild: Althergebracht sind Archive geschlossene Einrichtungen und nicht öffentlich. Auch wenn sie sich inzwischen, einer allgemeinen Forderung entsprechend, vielfach zu offenen Häusern entwickelt haben, so haben sie doch Reste dieser einstigen Abgeschlossenheit bewahrt. Ich habe argumentiert, dass dies sogar notwendig ist, denn eine unbegrenzte Öffnung wäre eine Gefährdung für die Archive. Andererseits tragen Vorbehalte gegenüber einem gesteigerten Maß an Öffentlichkeit in der Wissensgesellschaft heute die Gefahr der Marginalisierung in sich. Gefragt ist also ein gutes Verhältnis zwischen Öffnung und gewahrter Geschlossenheit. Folglich habe ich eine Formel zum möglichen Leitsatz archivischer Arbeit erhoben: Archive sollten so offen wie möglich und dabei so geschlossen wie nötig sein. Entsprechend sehe ich im Festhalten am Konzept des offenen Archivs (hier wörtlich gemeint) bei gleichzeitiger Wahrung notwendiger Schutzräume der Abgeschlossenheit die Zukunft der Archive. Gelingt es, diese Devise im Blick zu behalten, sind wir auf dem Weg zu einer Win-win-Situation für die Archive wie für die Öffentlichkeit. Den Optimismus von Marcus Stumpf, der die Archive beim „Blick in die Glaskugel“ in 25 Jahren ihren Rang unter den Informationsinfrastruktureinrichtungen zumindest bewahren sieht,⁶ kann ich dann durchaus teilen.

Johannes Graul, Schwerin

6) Vgl. Marcus Stumpf: Was bewegt Archive im Jahr 2040? Ein Blick in die Glaskugel, in: Rainer Hering (Hg.): 6. Norddeutscher Archivtag 16. und 17. Juni 2015 in Hamburg, Nordhausen 2016, 129–145, hier 145.

Die Jesuiten in Japan – Ein Plan B mit Folgen.

Mission einmal anders: Wie aus Patern Füchse werden, warum man immer auf seine Kleidung achten und gut im Fremdsprachenunterricht aufpassen sollte.

Zum Geleit

Wenn man in der Geschichte den Begriff „Missionierung“ hört, dann hat man häufig bereits ein Bild vor dem inneren Auge: Gnadenlose Priester und Mönche, Inquisitoren, Zwangstaufer und unterdrückte oder gar komplett ausgerottete Völker und Kulturen. Beispiele für die Vorgehensweise „Taufe oder Tod“ lassen sich viele finden, so die Sachsenmission Karls des Großen, die Spanische Inquisition (deren vorrangiges Ziel war, verborgene Muslime und Juden aufzuspüren) und nicht zuletzt die Indiomission in der „Neuen Welt“. Gerade in Mittel- und Südamerika konnten sich – vor allem katholische – geistliche Institutionen einen immensen Einfluss aufbauen. Mit Rückendeckung der weltlichen Mächte, der spanischen und der portugiesischen Krone, sowie des Papstes, konnten Franziskaner, Dominikaner und Jesuiten schalten und walten. Gerade letztere taten sich im Aufbau sogenannter „Reduktionen“ hervor. Dies waren mehr oder weniger isolierte Gemeinschaften, in denen die Indigenen an den christlichen Glauben und die christliche Lebensweise herangeführt werden sollten – möglichst ohne Kontakt zu den moralisch verkommenen Europäern.¹

Die Societas Jesu (SJ), so der Gründungsname der Jesuiten, nimmt eine Sonderstellung innerhalb des Gefüges der katholischen Orden ein. Als erster Orden waren sie nach der Reformation begründet worden. Eine der wichtigsten Aufgabenstellungen war daher die Zurückdrängung des Protestantismus. Dieses Ziel ließ die Jesuiten unmittelbar nach ihrem Auftreten nicht nur in die neu entdeckten Länder jenseits der Meere reisen, sondern trieb sie auch in die reformierten Gebiete Europas. So entstand in Schwerin 1739 eine Niederlassung, die als Vorstufe zur Jesuitenakademie im österreichischen Linz genutzt wurde.

1) Dazu: Hausberger, Bernd: Für Gott und König. Die Mission der Jesuiten im kolonialen Mexiko. [Studien zur Geschichte und Kultur der iberischen und iberoamerikanischen Länder 6] München, 2000.

Eine umfassende und für die damalige Zeit hoch qualifizierte Bildung seiner Mitglieder war eines der Grundprinzipien für die Arbeit des neuen Ordens. Diese beschränkte sich aber nicht auf rein theologische oder philosophische Aspekte, sondern umfasste alle verfügbaren Wissensgebiete von Medizin über Astronomie und Mechanik bis hin zum Studium fremder Sprachen.² Unter anderem diesem Umstand hat Schwerin eine reichhaltige historische Gelehrtenbibliothek zu verdanken, die sich heute im Archiv der katholischen St. Anna- Gemeinde befindet. Unter den hervorragend erhaltenen Werken befindet sich auch eine Missionschronik der Jesuiten. Allerdings beschäftigt sich diese nicht mit Erfahrungen aus den Amerikas, sondern aus der entgegengesetzten Richtung, aus Asien.³

Auch hier waren Jesuiten tätig, besonders entlang der Handelsrouten der Spanier und Portugiesen, an denen rasch kleine Stützpunkte entstanden. Goa in Indien war das asiatische Hauptquartier. Allerdings sah man sich hier auf einem ganz anderen Spielfeld: Zum einen gab es hier keine umfassende weltliche Unterstützung für Missionare, da sich das Einflussgebiet der Europäer meist nur auf einige Seehäfen beschränkte. Zum anderen war das Personal sehr begrenzt, dafür aber das Gebiet riesig und extrem heterogen, gab es doch unzählige Kleinkönigreiche, gerade in Südostasien. Des Weiteren war eine Kommunikation mit Rom umständlich, dauerte der Schriftverkehr wegen der klimatischen Bedingungen oft Jahre, und selbst nach Goa gab es bestenfalls unzuverlässige Verbindungen.

Trotzdem ließen sich die Jesuiten auf dieses Experiment ein. Ein Ziel erschien dabei besonders verlockend: China.⁴

Spätestens seit dem Mittelalter hatte man immer wieder von jenem gigantischen, atemberaubenden, faszinierenden und nicht zuletzt „heidnischen“ Reich gehört. Nun, mit der Eröffnung der Seewege, wollten die Missionare die „verlorenen Seelen“ der Mutter Kirche heimführen. Schon unmittelbar nach der Anerkennung des Ordens wurde daher Francisco de Xavier (dt. Franz Xaver), einer der engsten Vertrauten des Gründers Ignatius von Loyola, nach

2) Haub, Rita: Die Geschichte der Jesuiten. Darmstadt, 2007. S. 26ff.

3) Die St. Anna-Bibliothek gibt regelmäßig Publikationen heraus. Zur Geschichte des Schweriner Jesuitenkollegs: Europäische Bildung in der Residenzstadt Schwerin. Buchausstellung zum Vorseminar der Schweriner Jesuiten 1739 bis 1788 in der historischen Bibliothek St. Anna. Schwerin, 2003. An dieser Stelle sei dem Archiv herzlich für die bereitwillige Hilfe und Zurverfügungstellung der Quellen gedankt.

4) Ausführlich zur Jesuitenmission in China: Collani, Claudia von: Von Jesuiten, Kaisern und Kanonen. Europa und China - eine wechselvolle Geschichte. Darmstadt, 2012.

China geschickt. Allerdings war schon lange vorher Schluss; in Malakka, an der Grenze von Indischem und Pazifischem Ozean ging es für den Spanier nicht weiter. Grund hierfür war die extrem restriktive Haltung der chinesischen Ming-Kaiser gegen Ausländer. Nach den schlechten Erfahrungen mit den nördlichen Nomaden hatte man das Land in die Selbstabschottung getrieben. Auch die Europäischen Händler konnten nur mit Mühe Konzessionen für wenige Häfen erlangen.

Statt aber nun nach Indien zurückzukehren oder vor Ort zu bleiben, ergriff Franz Xaver eine sich ihm zufällig bietende Möglichkeit für ein anderes lohnendes Missionsziel: Japan⁵



Exotik, Dekadenz, Reichtum – das waren die Begriffe, die man mit China und vor allem dem Kaiserhof verband. Auch für die Schilderungen von Japan wurden viele Motive wiederverwendet, so auch bei der hier abgebildeten „Bedienung eines Japanischen Edelmanns“.

5) Ausführlich zur Jesuitenmission in China: Collani, Claudia von: Von Jesuiten, Kaisern und Kanonen. Europa und China - eine wechselvolle Geschichte. Darmstadt, 2012.

„Ihr da von Tenjiku“ – Missionare aus einer fremden Welt

„Diese Bonzen waren von einer Sekte, die Shingon-shū heißt und die ein Prinzip anbeten, das sie Dainichi nennen, das heißt „Große Sonne“. Diesem geben sie viele Titel und Attribute, die der göttlichen Natur eigentümlich sind; und nach dem, was man von dieser Sekte erfahren hat, ist ihr Dainichi dasselbe, was bei unseren Philosophen die Materia prima ist. Die Bonzen aber nennen ihn einen höchsten und unendlichen Gott, indem sie hernach in tausend Irrtümer, Widersprüche und höchst lächerliche und jeder Grundlage entbehrende Behauptungen verfallen, die sie von ihm aussagen. Als sie darum unsere Dinge hörten, schien es den Bonzen, die göttlichen Attribute ähnelten sehr ihrem Dainichi, und sie sagten deshalb dem Pater in den Worten, der Sprache und Tracht seien sie zwar voneinander verschieden, aber der Inhalt des Gesetzes, das der Pater bekenne, und der des ihrigen sei ein und dasselbe. So dass die Bonzen jener Sekte sich höchlichst hierüber freuten, den Pater zu ihren Klöstern rufen ließen und ihn mit großen Ehren aufnehmen und gastlich bewirteten, nicht aus Liebe zu ihm, sondern wegen des Gewinns, den sie von ihren Anhängern und dem König erwarteten, je mehr ihre Sekte durch jene Fremden verbreitet wurde.

Der P. Magister Francisco begann von neuem genauer über diese Befriedigung und Freude der Bonzen untereinander und über Dainichi selber nachzudenken und einige Tage später, da er mit den Bonzen sprach, soweit seine geringe Kenntnis der Sprache ihm dies erlaubte, fragte er sie nach dem Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit und der Beziehung der göttlichen Personen und ob sie auch glaubten und predigten, dass die zweite Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit Fleisch angenommen habe und Mensch geworden und am Kreuz gestorben sei, das Menschengeschlecht zu erlösen. Den Bonzen waren diese Dinge so unbekannt und fremd, dass sie ihnen Fabeln oder Träumereien schienen, und andere lachten über das, was sie von dem Pater hörten. Als dieser sah, wie der Teufel jene vermaledeite Sekte unter dem Schein guter Namen in vielen Abscheulichkeiten gegründet habe, befahl er dem Bruder João Fernandes, in der Straßen zu predigen, sie [das Volk] sollten den Dainichi nicht anbeten, noch ihn für einen Gott halten; vielmehr sollten sie jene Sekte für ein falsches und betrügerisches Gesetz und eine Erfindung des Teufels halten, wie es alle anderen Sekten Japans waren. Von da an wollten die Bonzen jener Sekte ihn [den Pater] nicht wieder sehen noch in ihre Klöster einlassen. Im Gegenteil begannen sie, Hass gegen die Dinge Gottes zu näh-

ren, und, hatten sie es gekonnt, so hatten sie es damals nicht unterlassen, ihn zu töten oder ihm alles Übel in ihrer Macht anzutun. Aber da Gott unser Herr es ihnen nicht gestattete, und auch weil sie die Strafe des Königs fürchteten, verbargen sie ihren Hass.“⁶

Der obige Text schildert ein scheinbar kolossales Missverständnis: Ein katholischer Missionar hält buddhistische Mönche und ihre Lehre für christlich, während diese ihn offensichtlich für einen Buddhisten halten. Wie kam es dazu? Zunächst mag der Eindruck entstehen, allein die sprachlichen Barrieren seien hierfür ausschlaggebend gewesen. Und wie sich zeigt, konnten diese Missverständnisse recht schnell aus der Welt geschafft werden. Dass die Beteiligten zunächst nicht besonders angetan von der gegenseitigen Verwechslung sind, mag wenig überraschen. Es erklärt aber noch nicht die Härte und die Giftigkeit im Umgang miteinander, die sich hier zeigen.

Um ein deutlicheres Verständnis der Jesuitenmission in Japan zu erhalten, ist zunächst ein kurzer Umriss der Landesgeschichte vonnöten. Mehr als 100 Jahre, solange dauerte das „Zeitalter der streitenden Reiche“ (Sengoku Jidai), das ganz Japan in Mitleidenschaft zog und seine weitere Entwicklung grundlegend bestimmen sollte. Lokale Fürstentümer kämpften in wechselnden Koalitionen um die Vorherrschaft, die erst um 1590 von Oda Nobunaga, Toyotomi Hideyoshi und Tokugawa Ieyasu erlangt werden konnte. Formal galt der Kaiser stets als Staatsoberhaupt, doch war seine Person in der Geschichte mehrfach durch den Shogun, den obersten Feldherrn, bevormundet. Die Familie der Tokugawa war es, die dieses Amt ab 1600 für 250 Jahre versah. Diese Zeit wird als Edo-Zeit (Edo ist ein alter Name für die heutige Hauptstadt Tokyo) bezeichnet und war neben einem Aufblühen in Kunst und Kultur vor allem durch die beinahe vollkommene Isolation von der Außenwelt gekennzeichnet.

6) Aus: Frois, Luis, SJ: Die Geschichte Japans (1549-1578). Nach der Handschrift der Ajudabibliothek in Lissabon. Übersetzt und kommentiert von G. Schurhammer SJ/ E. A. Voretzsch SJ. Leipzig, 1926. S. 15f. Luis Frois (ca. 1532-1597) trat 1548 in die SJ ein, schon einen Monat später war er auf dem Weg nach Indien. Dort studierte er zunächst, bevor er 1562 nach Japan geschickt wurde, wo er bis zu seinem Tod blieb. Von 1582 an schrieb er an seiner Missionschronik. Erhalten ist aber lediglich die Schilderung der Ereignisse von 1549-78, der Rest, sowie der einleitende Teil über Land und Leute sind verschollen. Frois zeichnet sich durch einen wunderbar lebhaften Schreibstil aus. Seine Ausführungen sind nicht nur detailliert, sondern geben auch tiefe Einblicke in das Japan der damaligen Zeit. Natürlich ist der Tonfall dezidiert christlich, doch frei von einer verachtenden Grundhaltung gegenüber der fremden Kultur. In wie weit er mit seinem Talent spielt und übertreibt, kann nicht abschließend bewertet werden. Viele Ereignisse hat Frois jedoch hautnah als Protagonist miterlebt, was den besonderen Wert seines Berichts ausmacht.



„Edle Japanerim von Jedo mit ihrem Gefolge“: Prachtvolle Kleidung war ein starkes Medium während der Edo-Zeit. Geprägt durch die entbehrungsreiche und unsichere Zeit des Sengoku Jidai konzentrierte sich das alltägliche Leben auf den Genuss im Hier und Jetzt.

Auf der religiösen Ebene existierte ein vielfältiges Geflecht verschiedener Traditionen. Neben den Vorstellungen des Shinto, der japanischen Urreligion, waren vor allem diverse rivalisierende buddhistische Strömungen vertreten. Letztere waren (ähnlich wie im Christentum) in Klöstern organisiert und hielten teilweise erhebliche politische und wirtschaftliche Macht in Händen. Unter anderem waren sie auch aktive Parteien im Krieg des Sengoku Jidai. Sie konnten nicht nur ihre Anhänger mobilisieren, sondern stellten auch selbst Truppenverbände auf (mitunter griffen auch ordinierte Mönche zu den Waffen, diese wurden als Sohei – Kriegsmönche, oder Akuso – Böse Mönche bezeichnet, dieses Phänomen ist seit dem 10. Jh. bekannt). Erst mit Beendigung des Krieges wurde der Einfluss der buddhistischen Klöster gebrochen und der Staatsshintoismus als neue bestimmende Geisteshaltung installiert.⁷

In diese Gemengelage traten die Jesuiten herein. 1549 landete Franz Xaver auf der südlichsten der vier Hauptinseln an, in Begleitung zweier Ordensbrüder, sowie Anjiros, eines japanischen Schiffbrüchigen, der ihn in Malakka auf sein Land aufmerksam gemacht hatte. Dieser konnte einige Brocken portugiesisch, aber dafür sprach keiner der Missionare auch nur ein Wort Japanisch. Trotzdem zögerte Franz Xaver nicht, die buddhistischen Klöster anzulaufen, um sich mit den Mönchen zu unterhalten. Diese werden in den Missi-

⁷) Einen guten Überblick über die Entwicklungen der japanischen Religionslandschaft im historischen Kontext bietet: Kasahara, Kazuo (Hg.): A History of Japanese Religion. 5. Aufl. Tokyo, 2006.

onsberichten als Bonzen bezeichnet, abgeleitet vom japanischen bozu, was so viel heißt wie „Glatzkopf“. Während seines zweijährigen Aufenthalts in Japan nahm Franz Xaver an vielen solcher Unterredungen teil und sie blieben ein wichtiger Punkt in der Strategie der Jesuiten. Wie oben geschildert, kam man aber bald zu dem Schluss, doch keine Ähnlichkeiten zu teilen. Eine Folge dieser Entwicklung war die Abkehr der Missionare von zuvor verwendeten japanisch-buddhistischen Begriffen (Dainichi für Gott, Jigoku für Hölle) hin zu lateinischen Termini, die aber z.T. japanisch verballhornt wurden (Bateren – Padre oder Daiozu – große Lüge statt Deusu – Deus).⁸

Allerdings entsprach dieses Aufdrücken eines europäischen Stempels nicht der eigentlichen Missionstaktik. Stattdessen war Anpassung an die fremde Kultur, die Akkulturation, der wirkliche Schlüsselbegriff. Anders als in Amerika bemühten sich die Jesuiten um ein Auftreten, das den vorhandenen gesellschaftlichen Normen entsprach. Vor allem der Visitator Allesandro Valignano verordnete die Unterrichtung in der Landessprache sowie Anpassungen in Kleidung und Benehmen.⁹ In manchen Bereichen gab es aber auch Rückschläge. Ein bleibender Vorwurf war der Verzehr von Fleisch durch die Missionare, der bei Buddhisten völlig unüblich war. Die damit verbundene Anklage der Unreinheit sowie des Kannibalismus waren ebenfalls wiederkehrende Kritikpunkte, die nie abgeschüttelt werden konnten.¹⁰

Trotz aller Bemühungen blieben die Jesuiten in Japan immer fremd. Aufgrund ihrer Erscheinung, ihres Verhaltens und ihrer Lehre wurden sie als Fremdkörper in der japanischen Gesellschaft und Vorstellungswelt wahrgenommen. Mitunter trieb dieser Glaube erstaunliche Blüten. Als Pater Luis Frois 1569 nach längerer Abwesenheit in die Hauptstadt Kyoto zurückkehrte äußerten einige Mönche ihr Erstaunen:

„Das ist kein Mensch, sondern ein Fuchs, oder der Teufel selbst in Menschengestalt, da er die Fähigkeit und Macht hat, mit solcher Befriedigung in diese Stadt zurückzukehren, nachdem er durch ein Patent des Dairi [des Kaisers] vertrieben wurde.“¹¹

8) Gen: Die Missionstätigkeit. S. 150.

9) Ross, Andrew C.: A Vision betrayed. The Jesuits in Japan and China 1542-1742. Maryknoll/New York, 2004. S. 64.

10) Laut Frois hielt man Hospitäler und Waisenhäuser nur für einen Vorwand, um an Menschenfleisch zu kommen. Frois: Die Geschichte Japans. S. 34.; Ebda. S. 77f.; Ebda. S. 92. ; Ebda. S.173.

11) Frois: Die Geschichte Japans. S. 369.

Der Fuchs (Kitsune) ist eine populäre Gestalt der japanischen Mythologie. Er soll die Fähigkeit zur Verwandlung haben und den Menschen in seinen verschiedenen Erscheinungen Streiche spielen. Als Opfer eines solchen Streiches sahen sich die Mönche. Die Identifikation der Missionare mit Füchsen, bösen Geistern oder Dämonen ist ein ebenfalls wiederkehrender Topos. Man darf dieses Verhalten aber nicht als einfachen Aberglauben abtun, denn es hatte handfeste Folgen. Nach dem religiösen Selbstverständnis galt Japan als das Land Kami, der Götter. Auch der Kaiser leitete bis 1945 seinen Herrschaftsanspruch von der Sonnengöttin ab. Dementsprechend galt das Treiben der bösen Geister (hier der Jesuiten) als eine Gefahr für die spirituelle Harmonie des gesamten Landes.



Europäische Händler sorgten mit ihrem fremdartigen Erscheinungsbild im alten Japan oft für großes Aufsehen. Abbildungen der Namban, der „südlichen Barbaren“ wie hier auf einem Wandschirm veranschaulichen die Faszination für die Besucher aus einer fremden Welt. Kunstwerk: Barbaren aus dem Süden, Wandschirm, ca. 1593 – 1600, zugeschrieben Kano Domi.

<https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Namban-06.jpg> 14.03.2019, 15:22 - siehe erste Abbildung

Die Lehre der Christen wurde in diesem Zusammenhang als ungemein schlecht und den überkommen Traditionen zuwider eingestuft.

„Fünftens: damit das Volk klarer die Torheit dessen einsehe, was jener Mensch predige, so mussten sie wissen, er sage öffentlich, jener, den er als Schöpfer des Himmels und der Erde ausposaune und als Erlöser der Völker, sei mit zwei anderen Räubern ans Kreuz geheftet worden, und da man diese Strafe

in Japan nur Übeltätern gebe, so konnten sie urteilen, was für ein Erlöser das sein könne. Und das, worüber sie sich am meisten verwunderten, war zu sehen, das [sic!] er sich rühme, er habe und verehere als Gott einen gekreuzigten Menschen, [...] und dort wo er predigt, hat er es [das Kreuz] auf ein Papier gemalt und davor kniet er sich hin mit erhobenen Händen.“¹²

Viele schlechte Omen untermauerten diese Vermutungen, beispielsweise die Zerstörung der Städte Hakata und Yamaguchi, in denen es eine ansehnliche Zahl von Christen gab. Auch das Verdorren alter Bäume, die als Sitz der Kami galten, wurde mit den Patres in Verbindung gebracht:

„Was das Dritte angehe,“, soll ein bekehrter japanischer Edelmann in einem Disput erwähnt haben, „dass nämlich die Pflanzen und Kräuter verdorren, wenn wir sie berührten, so käme das ja dem Dairi [Kaiser] sehr gelegen. Denn da er bei den Seinen, weil sie alle Heiden seien, keinen Gehorsam und keine Achtung finde, so hätten sich seine Höfe, Plätze und Niwa´s [Gärten] mit Wald und Kräutern gefüllt. Da wäre es ja nun eine prächtige Gelegenheit, den Pater zu rufen und zurückzuführen, denn wenn er in sein Haus käme, das jetzt zu einer Baracke inmitten von Wäldern und Unkraut geworden sei, dann würde dies sofort verdorren und die frühere Sauberkeit und Schönheit wäre wieder hergestellt.“¹³

Auch aufgrund ihrer Herkunft wurden den Missionaren übernatürliche Kräfte zugesagt. Das bezog sich allerdings nicht auf ihre europäische Heimat, sondern auf Indien, wo Goa das Jesuitenhauptquartier für Asien bildete. Aus Indien kam einst über China aber auch der Buddhismus nach Japan. Und dieser Zusammenhang war den Japanern durchaus bekannt. So wurden aus Europäern Tenjikujin, Bewohner des sagenumwobenen, hochgepriesenen „Himmelslandes“; dem Ursprungsort von Buddhas Lehren. Aber auch als solche hatten es die Jesuiten nicht immer leicht, wie schon Franz Xaver auf einer Winterreise in die Hauptstadt Kyoto erfahren musste:

„Wenn ihr da von Tenjiku seid, warum sagt ihr dann nicht dort droben, sie sollen nicht so viel Schnee herunterwerfen?“¹⁴

12) Ebd., S. 93.

13) Ebd., S. 328.

14) Ebd., S. 12.

Immer wieder mit diesem Land in Verbindung gebracht, setzte Franz Xaver Tenjiku prompt mit auf die Liste zu missionierender Orte, freilich ohne zu wissen, dass er von dort kam.



Noch größeres Aufsehen als die Händler erweckten sicherlich die Missionare. Ganz in Schwarz gekleidet, in fremden Sprachen redend, manch einer sogar mit vier Augen ausgestattet! (Brillen waren zu diesem Zeitpunkt in Japan noch unbekannt.)

Kunstwerk: Barbaren aus dem Süden, Wandschirm, ca. 1570 – 1616, Kano Naizen zugeschrieben.
<https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a0/Namban-14.jpg> 14.03.2019, 15:21. - siehe erste Abbildung

Die Faszination am Fremden, die den Missionaren allerorten in Form von Schaulustigen begegnete, war im Übrigen international. Als um 1585 eine japanische Gesandtschaft nach Rom geschickt wurde, da sei

„[a]us allen Städten von Italien [...] alles häufig nacher Rom geloffen, um die neue, und denen Römern biß hierher unbekannte Art derer Menschen, ihre Kleydung, und ihre seltsame Sitten zu sehen. Man erstache sie fast mit denen Augen, und man haltete sie für Menschen, welche aus einer andern Welt gekommen wären.“¹⁵

Mission ohne Missionare? Die japanischen Christen

Bis zum Jahr 1600 sollen es, nach Angaben der jesuitischen Quellen, etwa 300.000 gewesen sein.¹⁶ Gemessen an der relativ kurzen Zeit und der geringen Zahl der Missionare ist diese Zahl beeindruckend. Aus vielen der Missionsberichte geht hervor, dass sich gerade die Ärmsten der Armen, deren Zahl durch den Krieg immens gewachsen war, mit unvergleichlichem Eifer für den neuen Glauben begeisterten. Die Hoffnung auf ein paradiesisches Jenseits, wie auch die ganz praktische Glaubenserfahrung und Hilfe in Kirchen und Hospitälern dürften hierfür mit ausschlaggebend gewesen sein. Vor allem im Süden und im Umkreis der Hauptstadt Kyoto bekehrten sich die einfachen Leute. Dabei wurde der Großteil der Missionsarbeit von einer rasch wachsenden Zahl japanischer Laienprediger, Dojoku, bewerkstelligt.¹⁷ Frömmigkeit, Demut und Hingabe bis zum Tod sind wiederkehrende Beschreibungen der Bekehrten. Kleidungssetzen, Bibelseiten und selbstgebastelte Kreuze oder Rosenkränze dienten vielfach als hochverehrte Reliquien.

15) Crasset, Joanne, SJ: Ausführliche Geschichte der in dem äussersten Welt-Theil gelegenen Japonesischen Kirch worin die glückliche Vertilgung der Abgötterey, Einführung, Fortpflanzung, Verfolgung und letzters gänzliche Verbannung der Heiligen Römisch Catholischen Glaubens in diesem grossen Reich nach denen besten Urkunden erzehlet wird, von R. P. Joanne Crasset, der Gesellschaft Jesu Priestern, anjetzo aber auf viler Verlangen in die deutsche Sprach übersetzt worden. Konstanz, 1738. S. 383. Signatur: 1SN 2871 GL-S 1/1

Auch der französische Jesuitenpater Jean (Joanne/Johannes) Crasset (1618-1692) verfasste ein Werk über die japanische Mission. Diese Chronik entstand erst einige Zeit nach der Vertreibung der Jesuiten aus Japan. Sie fügt verschiedene ältere Berichte zusammen und will nachträglich ein Bild frei von Wundern, so der Anspruch des Autors, zeichnen. Dementsprechend nüchtern sind seine Schilderungen, die aber dennoch nicht frei sind von der Verurteilung der Christengegner, besonders der Person Toyotomi Hideyoshis.

Die im Artikel verwendeten Bildtafeln liegen als Drucke dem Exemplar im Archiv von St. Anna bei.

16) Vgl. Ross: A Vision betrayed. S. 87.

17) Winnerling, Tobias: Vernunft und Imperium. Die Societas Jesu in Indien und Japan, 1542-74. Göttingen, 2014. S. 246.

So erfolgreich die Mission im einfachen Volk vergleichsweise auch war, so richteten die Missionare ihr Hauptaugenmerk doch sehr rasch auf die höheren und höchsten Gesellschaftsschichten. Man versprach sich mehr durch eine „Bekehrung von oben“ und hielt dies für den leichter gangbaren Weg. Obwohl ihnen der Kaiserliche Hof stets verwehrt blieb, gelang doch wenigstens die Bekehrung einiger einflussreicher Lokalfürsten und einer ansehnlichen Zahl von Samurai (Angehörigen des Dienstadels).

In den Ländern christlicher Daimyo erhielten die Christen häufig umfassende Privilegien und konnten eigene Kirchen erbauen. Nicht selten kam es damit verbunden zur Vertreibung der bisherigen geistlichen Eliten. Ob im Falle der Daimyo der persönliche Glaube oder strategische Überlegungen die größere Rolle gespielt haben (vor allem die Hoffnung auf engere Kontakte zu den Portugiesen, die mit ihren Galeonen das Meer beherrschten und über die begehrten Feuerwaffen verfügten), mag dahingestellt sein.¹⁸

Unumstritten ist allerdings, dass die Bekehrung zum Christentum ernsthafte Konsequenzen nach sich ziehen konnte. Zum einen bot sie den willkommenen Grund für eine Kriegserklärung, zum anderen drohte in weniger toleranten Zeiten den Landesherren die Enteignung und dem einfachen Volk der Tod.

Auch das alltägliche Zusammenleben in gemischten Gebieten war nicht immer einfach, wie Pater Frois zu berichten weiß. Bei einem „heidnischen“ Fest statteten die Feiernden der christlichen Gemeinde einen freundschaftlichen Besuch ab. Die Christen revanchierten sich anschließend mit einem unter religiösen Gesängen und Tänzen vorgetragenen Gegenbesuch. Bei Ihrer Rückkehr versperrte der Pater Cosme de Torres ihnen jedoch den Eintritt in die Kirche und verweigerte das Lesen der Messe. Erst die massenhafte Selbstgeißelung der Gläubigen stimmte ihn um.¹⁹

In einer anderen Episode zerbrach ein betrunkenener Edelmann an Pfingsten sein Schwert (was eine kaum auszugleichende Entehrung darstellte). Daraufhin schwor er allen Christen Rache und mobilisierte seine Angehörigen.

18) Vgl.: Elisonas, Jurgis: Christianity and the Daimyo. In: The Cambridge History of Japan. Edited by John Whitnes Hall. Cambridge, 1991. S. 301-372.

19) Frois: Die Geschichte Japans. S. 260.

Die Gemeinde befand sich nun in dem Dilemma des Sich-Wehren-müssens, was einen öffentlichen Aufstand nach sich gezogen hätte, und des Rückzuges, der den überkommenen Normen zuwiderlief.²⁰

„... damit ihnen nicht eine Handbreit Erde in Japan verbleibe, auf den sie ihren Fuß setzen können ...“²¹

All diese Konflikte sind jedoch nichts im Vergleich zu der umfassenden Christenverfolgung, wie sie seit 1587 und besonders nach 1600 in der Zeit der ersten beiden Tokugawa-Shogun stattfand.

Einer ersten, jedoch nicht durchgesetzten Ausweisung 1587 folgte 1614 das Bateren tsuiho no fumi, das Edikt zur Ausweisung der Bateren. Das anfänglich allein auf die Missionare bezogene Wort wurde in diesem Zusammenhang allerdings auch auf alle bekehrten Fürsten und Samurai angewendet. Sie hatten das Land zu verlassen und wurden vollkommen enteignet. Ursache für die durch Tokugawa Ieyasu angestoßene Verfolgung war die Entdeckung heimlicher Christen in seinem unmittelbaren Umfeld. Dazu kam, und laut Crasset sei dies der vornehmliche Grund gewesen, die wachsende Angst vor einer spanischen oder portugiesischen Invasion. Diese sei durch Meinungsverschiedenheiten und Missverständnisse zwischen Schiffskapitänen und Lokalfürsten angeheizt worden. Noch entscheidender seien aber die Einflüsterungen der Engländer und Holländer gewesen, die inzwischen ebenfalls in Japan angekommen waren. Sie hätten den Shogun von der Boshaftigkeit der Iberer und des Katholizismus überzeugt.

Wenig später wurden die strengen Bestimmungen auch auf das einfache Volk ausgeweitet. Die Kirchen wurden zerstört, Reliquien verbrannt und Gläubige mit Zwang und Gewalt zur Abkehr bewegt. Besonders unter Ieyasus Nachfolger Hidetada nahmen die Ausschreitungen gegen Christen, die es vor allem im Süden noch gab, zu. 1637/38 entluden sich die Spannungen schließlich im Aufstand von Shimabara, einer Rebellion christlicher Bauern und Samurai.

20) Ebd., S.174f.

21) Zitat aus dem Ausweisungsedikt des Tokugawa Ieyasu von 1614. Frei übersetzt und zitiert nach Ross: A vision betrayed. S. 93.

Schnell und blutig niedergeschlagen, gab sie der Verfolgung aber nochmals neuen Aufschwung. Bis 1640 war das japanische Christentum quasi ausgelöscht.²²

Es kursieren mehrere Theorien, was letztlich Auslöser der Christenverfolgung in Japan war. Ob nun die Angst vor bewaffneten Bauern, das Bemühen um die absolute Vorherrschaft im Lande, die Furcht vor einem Bündnis christlicher Daimyos mit den Portugiesen, die Angst vor einer päpstlichen Invasion oder doch religiöse Gründe den Ausschlag gaben, bleibt ungeklärt. Ieyasus Ausweisungsedikt jedenfalls spricht die meisten dieser Belange an:

„Aber die Christenbande kam nach Japan, nicht nur um mit ihren Handelsschiffen Güter zu tauschen, sondern auch um ein böses Gesetz zu verbreiten, die rechte Lehre zu stürzen, damit sie die Regierung des Staates ändern und Hoheit über das Land erringen können. Dies ist der Keim großen Unheils und muss zerschlagen werden.“



Die überlegene Seemacht der Spanier, Portugiesen und später auch der Holländer und Engländer war immer ein entscheidender Faktor in der Ausländerpolitik Japans. Kunstwerk: Barbaren aus dem Süden, Wandschirm, ca. 1570 – 1616, Kano Naizen zugeschrieben. https://en.wikipedia.org/wiki/Nanban_art#/media/File:Namban-13.jpg 14.03.2019, 15:25. - siehe erste Abbildung

22) Dies ist nicht ganz zutreffend. Bei der Wiederkehr der Europäer im 19. Jh. stellte sich heraus, dass kleine verstreute Gruppen sich christliche Glaubenselemente, beispielsweise eine abgewandelte Form des Vaterunser, bewahrt hatten. Diese „verborgenen Christen“ (Kakure Kirishitan) hatten trotz eines extrem repressiven und umfassenden gesellschaftlichen Kontrollsystems (shumon aratame no seido) die Edo-Zeit überdauert.

[...]

Die Partei der Bateren rebelliert gegen diesen Erlass [der Vorfahren]; sie glauben nicht an den Weg der Götter und lästern das wahre Gesetz, vergewaltigen das rechte Tun und verletzen das Gute. Wenn sie einen verdammten [ehrlösen] Gefährten sehen, dann rennen sie mit Freuden zu ihm, verbeugen sich und bezeugen ihm Ehre. Das, so sagen sie, ist der Kern ihres Glaubens. Wenn das keine schlechte Lehre ist, was ist es dann? Sie sind wahrhaft Feinde der Götter und des Buddha. Wenn dies [Christentum] nicht schnell verboten wird, so wird die Sicherheit des Staates hernach gewiss gefährdet sein; und wenn diejenigen, die mit der Überwachung dieser Angelegenheiten betraut sind, dem Bösen nicht bald Einhalt gebieten, so liefern sie sich der Maßregelung des Himmels aus.“¹

Epilog

Japan begab sich für die nächsten 250 Jahre in eine beinahe totale Isolation, bis das Land 1853 von einer US-amerikanischen Flotte schließlich zur Aufgabe des sakoku, der Abschottung, genötigt wurde. Es sagt viel aus, dass allein die Holländer (also Protestanten) als Ausländer noch geduldet wurden. Sie bildeten (abgesehen von einigen waghalsigen Abenteurern, die trotz Todesstrafe eine Reise nach Japan in Kauf nahmen) das einzige Fenster zur Welt jenseits des Horizonts. So wurde der Begriff „holländisches Lernen“ (rangaku) für die Beschäftigung mit den modernen Wissenschaften geprägt, das mit einer der Grundlagen für den späteren Wirtschaftsaufschwung am Ende des 19. Jahrhunderts werden sollte.

Die Jesuiten missionierten einige Zeit nach Beginn der Japanmission auch in China, dem ursprünglichen Wunschziel Franz Xavers. Hier versuchte die Societas Jesu aus den bereits gemachten Erfahrungen zu lernen - nicht immer mit Erfolg. Jedoch gelangten sie hier bis an den Kaiserhof und konnten vor allem als Astronomen bis in die höchsten Kreise vorstoßen.² Die Auflösung des Ordens im 18. Jh. beendete ihr Engagement. In Japan ist das Christentum in verschiedenen Konfessionen und Ausprägungen heute wieder ein (wenn auch relativ kleiner) Teil einer sehr vielfältigen und lebendigen religiösen Landschaft.

Sebastian Eichler, Schwerin

1) Frei übersetzt und zitiert nach Ross: A vision betrayed. S. 93.

2) Collani: Von Jesuiten, Kaisern und Kanonen. S. 45ff.

Die Kirchenbibliotheken Damgarten und Saal

Von 2016 bis 2017 wurden im Rahmen des Projektes „Historische Kirchenbibliotheken in Mecklenburg-Vorpommern – Modelle der Vernetzung, Erschließung, Erhaltung und Nutzung“ zahlreiche Kirchenbibliotheken erfasst, oftmals auch erstmalig. Nach den wichtigen Erkenntnissen und Funden, u. a. in der seit mindestens 1398 bestehenden Bibliothek in Barth, sollten auch kleinere Bestände unter die Lupe genommen werden.

Die durch das Projekt aufgenommenen pommerschen Kirchenbibliotheken in Barth, Loitz und Wolgast haben eine Gemeinsamkeit – sie waren Bibliotheken ehemaliger Propsteien bzw. Superintendenturen und ließen damit umfangreiche Bestände und ein breites thematisches Spektrum erhoffen. Die zum Teil sehr intensive Beschäftigung mit den Beständen wie in Barth bestätigt dies auch. Auf der Ebene der Pfarrgemeinden sieht es oft anders aus.



Kirchenbibliotheken Damgarten und Saal - Foto: Elmar Koch

Natürlich waren einst in jeder Gemeinde Buchbestände unterschiedlichen Umfangs anzutreffen, die dem jeweiligen Pfarrer als Arbeitsgrundlage dienten, jedoch sind die Bestände heute zum Teil verloren, vergessen oder durch Zusammenlegung von Pfarrstellen nicht mehr vor Ort.

Mit den seit 2006 vereinigten Kirchengemeinden Damgarten und Saal liegen zwei sehr unterschiedliche Pfarrbibliotheken im Untersuchungsgebiet vor, deren Bestände bislang weitgehend unbekannt waren, aber Beachtung verdienen. Beide Gemeinden sind historisch ländlich geprägt. Sie gehörten bis 1325 zum Fürstentum Rügen, danach zu Pommern, das ab 1648 schwedisch und ab 1815 preußisch war. Kirchlich gehörten sie zunächst zum Archidiaconat Tribsees, nach der Reformation zur Propstei bzw. Superintendentur in Barth, das dann auch das geistige Zentrum der Region war. Seit 2012 ist die Gemeinde Teil der Nordkirche im Kirchenkreis Pommern.

In beiden Orten stehen Kirchbauten, deren Baubeginn noch im 13. Jahrhundert anzusetzen ist.

Grundlage für diesen Artikel sind neben den Büchern selbst auch Quellen aus den beiden Pfarrarchiven sowie dem Landesarchiv Greifswald.³ Anhand dieser Quellen, der Bücher selbst und ihrer Provenienzen soll aufgezeigt werden, wie sich die Bestandsgeschichte erschließen lässt.

Bestandsgeschichte Damgarten

Damgarten erhielt im Jahre 1258 lübisches Stadtrecht. Die ältesten Teile der Kirche, Chor und Sakristei, verweisen in etwa auf eine Entstehungszeit in den 1270ern. Während die Stadt Damgarten mehrfach in verschiedenen Kriegen schwer beschädigt wurde und 1571 und 1695 verheerende Stadtbrände erlitt, kamen Kirche und Pfarre immer relativ glimpflich davon. Diesen Umständen ist es zu verdanken, dass neben einigen Büchern auch große Aktenbestände vorhanden sind. Die bereits 1600 beginnenden Kirchenrechnungen verzeichnen auch Ausgaben zu Büchern. Schriftliche Quellen zur Bibliothek liegen aber hauptsächlich durch die vier im Rahmen von Kirchenvisitationen angelegten Verzeichnisse (Matrikeln) im Pfarrhaus sowie im Landesarchiv Greifswald vor.

3) Zur Damgartener Kirche siehe u. a. Anklam 2008, S. 149-162; Günther 2008, S. 362-364; Pocher 2008, S. 359-360. Zur Saaler Kirche siehe generell Saal 2002 sowie Thieme/Ciesielski 2005, S. 239-275.

Als Rest eines spätmittelalterlichen Messbuches ist eine Buchseite im Folioformat anzusehen, die als Makulatur Wiederverwendung für den Umschlag der Damgartener Kirchenmatrikel von 1668 fand. Auf dem Blatt sind Passagen aus der Apostelgeschichte, dem Galaterbrief, sowie dem 2. Timotheusbrief enthalten, die mit Noten versehen wurden, also sangbar waren. Vorreformatorsche Buchbestände tauchen allerdings bereits in der ältesten Kirchenmatrikel von 1583 nicht mehr auf. Stattdessen wurde nach der Reformation auf Grundlage der pommerschen Kirchenordnung damit begonnen, eine Kirchenbibliothek lutherischer Prägung anzulegen. Die erste Kirchenordnung des Landes (1535) empfahl neben der Bibel auch die Postille Luthers.⁴ Später wurden zusätzliche Bücher empfohlen, z. B. auf der Synode von 1545, wo weitere Werke der lutherischen Reformatoren wie Melanchthon und Bugenhagen auftauchten.⁵ So sind in Damgarten für 1583 eine (nieder?)deutsche Bibel, Luthers in Pergament gebundener Großer Katechismus sowie seine Schriften gegen die Sakramentierer, Lukas Lossius Gesangbuch, eine Kirchenordnung mit Agende sowie „Ein Corpus Doctrinæ mit dem Catechismus Lutheri“, belegt.⁶ Letzteres war wahrscheinlich Philipp Melanchthons niederdeutsches Corpus doctrinae Pomeranicum, das ab 1565 auf herzoglichen Erlass in den Kirchengemeinden angeschafft werden sollte.⁷ Von diesen Büchern ist heute nur noch eine Kirchenordnung (1568) vorhanden. Im Jahre 1608 wurde eine weitere Kirchenvisitation gehalten und darüber eine Kirchenmatrikel angelegt. Die 1583 erwähnten Bücher waren alle noch da, daneben noch eine weitere deutsche Bibel. Es wurde der Gemeinde von der Greifswalder Generalsuperintendentur auferlegt, eine 1593 gedruckte Lehrschrift anzuschaffen.⁸ Der stete Verweis auf Bücher, die sich mit den Lehren des Luthertums in Abgrenzung zu Calvinisten und anderen Konfessionen oder Sekten befassten, ist auch ein Beleg für die zum Teil sehr ausgeprägten Lehrstreitigkeiten, insbesondere um das Abendmahlsverständnis. Außerdem verweisen sie auf eine klare Ausrichtung auf die lutherische Konfession.

4) Buske 1985, S. 183.

5) Ebd., S. 231-232.

6) LAG Rep. 36 II D 1 II: Matrikel 1583, Bl. 89: Bücher.

7) Heyden 1957 II, S. 50.

8) LAG Rep. 36 II D 1 II: Matrikel 1608: Bücher: „Tractatum de coena Domini, de persona Christi, und ewigen Gnaden wohl Anno 1593 auf Bevehl der Landes Fürsten zu Stettin gedruckt, sollen die Vorsteher aus der kirchen dahie kauffen“. Siehe dazu auch Heyden 1957 II, S. 54.

Ausgaben für Bücher tauchen in den ersten Jahrzehnten der ab 1600 hier überlieferten Kirchenrechnungen überhaupt nicht auf, so dass unklar ist, ob dem Befehl nachgekommen wurde. Für 1652 ist allerdings die Anschaffung eines Bücherschranks belegt.⁹ 60 Jahre nach der zweiten Matrikel wurde eine weitere Matrikel angelegt. Immer wieder ging es darum, kirchliche Besitztümer, Rechte und Pflichten festzuhalten, um die Versorgung des Pfarrers und der weiteren Kirchenbediensteten festzuhalten. Nachdem Schweden ab 1648 nicht nur politisch, sondern auch kirchlich für Vorpommern zuständig wurde, waren vor allem Verluste durch Krieg, Plünderung und Verfall zu konstatieren. So nennt auch die Damgartener Kirchenmatrikel für 1668 einen deutlich reduzierten Buchbestand. Es waren zwar drei Kirchenordnungen vorhanden, ansonsten aber nur noch eine Bibel, ein Gesangbuch¹⁰ und eine Hauspostille.¹¹ Alle anderen Bücher waren nicht mehr existent. Wie sie abhanden kamen, ist auch in den Kirchenrechnungen und anderswo nicht mehr feststellbar. Plünderungen und Einquartierungen in Kriegszeiten wurden jedoch an mehreren Stellen erwähnt.

Die vierte und jüngste Matrikel stammt aus dem Jahre 1746 und verzeichnet einen Bibliotheksbestand von 10 Titeln. Darin taucht ein 1595 gedrucktes Gesangbuch Lukas Lossius auf, außerdem eine plattdeutsche Bibel von 1586, vermutlich die Barther Bibel, die in zwei Teilen (1586 und 1588) gedruckt wurde.¹² An weiteren Gesangbüchern werden ein mecklenburgisches (1722) und ein pommersches (1724) genannt.¹³

9) Kirchenrechnung Damgarten 1652: „dem discher [= Tischler] für ein buchsapp 1 fl 4 Bl“. Die Anfertigung eines solchen Schrankes setzt voraus, dass einige Bücher vorhanden waren bzw. angeschafft werden sollten. 1 Gulden (fl) = 24 Schilling lübisch (Bl).

10) Die Anschaffung dessen ist belegt: „ein buch dem Küster, daraus er soll lesen und singen, 16 Bl“ (Kirchenrechnung Damgarten 1655). Drei Jahre später verstarb ein Reisender, der in Damgarten beerdigt wurde und der Kirche Geld hinterließ. Davon sollten für 2 fl „ein Gesangbuch nebst den Evangel., so von nöthen in die Kirche“ gekauft werden (Kirchenrechnung Damgarten 1658).

11) LAG Rep. 36 II D 1 II: Matrikel 1668: 14. Bücher: „Drei Kirchen Ordnungen, 1 in folio und 2 in Quarto. Eine Bibel in 4to. 1 haußpostil. 1 Sangbuch.“

12) Das im Barther Bibelzentrum gezeigte Exemplar stammt offensichtlich ursprünglich aus Damgarten. Vorsatz und Titelblatt fehlen dort, jedoch ist im Titelblatt der Prophetenbücher im Alten Testament der handschriftliche Vermerk „M. Joh. Heinrich Lokervitz Pastor Damgardensis. 1761.“ zu lesen, auch im Titelblatt des Neuen Testaments findet sich der Anschaffungsvermerk des Pastors: „M. Joh. Heinr. Lokervitz Pastor Damgard. comparat. Anno 1761 c Bibliotheca B. Camerarii Michaelsen d 11 Aug.“ (<http://www.digitale-bibliothek-mv.de/viewer/image/PP-N684732467/1237/#topDocAnchor>). Mag. Johann Heinrich Lokervitz (†1774) war von 1732 bis zu seinem Tode Pastor in Damgarten (Heyden 1959, S. 44). Auch das 1746 erwähnte Gesangbuch von 1593, das in den vorherigen Matrikeln fehlt, mag eine Hinterlassenschaft eines Pastors gewesen sein.

13) Die Anschaffung beider Gesangbücher geht auch aus den Rechnungen hervor: „Für das Neüe Greiffsw. Gesang Buch, nach Verordnung zum Kirchen Gebrauch 20 Bl.“ (1724) und „Das Rost: Gesang-buch zum Kirchen gebrauch aufs Cantor: Chor gekauft, welches kostet 1 fl.“ (1729).

Mit der Buß- und Betglocke (1659) und Müllers Herzenspiegel (1697) lag auch zeittypische Erbauungsliteratur vor. Die Kirchenordnung (1690) und die Lüneburger Bibel (1704) sind noch heute vorhanden. Eine Konkordanz (1619) und ein sächsisches Kirchenbuch (1683) schließen das Verzeichnis ab. Werke der Reformatoren fehlten bereits in der Matrikel von 1668, so wurde der Gemeinde befohlen, die Schriften Luthers anzuschaffen, weiterhin auch erscheinende kirchliche Verordnungen zu sammeln und einbinden zu lassen. Luthers Werke wurden in Form der von Johann Georg Walch in Halle herausgegebenen 24 Bände ab 1750 angeschafft und sind, bis auf den 23. Band, noch vorhanden.¹⁴

Bis 1924 bestand in Damgarten eine kirchlich geleitete Landschule, in der der jeweilige Küster die Schüler der Gutsgemeinden Pütnitz und Tempel unterrichtete. Hierfür sind noch Schulangelegenheiten betreffende Akten vorhanden. Schon die beiden 1583 erwähnten Katechismusausgaben werden auch im Unterricht eingesetzt worden sein. Ab 1698 bestand auch eine städtische Schule. Deren lange Zeit einziger Lehrer war in Personalunion Rektor der Schule und Kantor der Kirche, so ist auch die vermehrte Anschaffung von Liederbüchern zu erklären. Sie mögen auch Verwendung für den ab 1700 belegten Organisten gefunden haben. Eine Kleinorgel (Positiv) war bereits 1583 vorhanden, bis 1700 übernahm aber wohl der Küster diesen Dienst mit.¹⁵

Im Bestand der Damgartener Kirchenbibliothek haben sich weitere ältere Bücher erhalten, die in den Matrikeln nicht verzeichnet sind. Sie dürften von in Damgarten wirkenden Pastoren nachgelassen worden sein. So findet sich eine zweiteilige Bibel in altgriechischer Sprache, 1582 in Basel gedruckt und mit mehreren, derzeit nicht zuordbaren Besitzeinträgen versehen. Weiterhin haben sich eine pommersche Agende (1569), die Kirchenordnungen von 1563 und 1690, eine deutsche (Nürnberg 1706) und eine hebräische Bibelausgabe (Frankfurt am Main 1712), lateinische Bibelkommentare (1658, 1735, 1738), zwei Gebetsbücher (Lübeck 1669 / Leipzig 1706), Gezelius *Casuum conscientiae* (Turku 1689), Moones *Die Historie des Leidens und Sterbens Jesu* (Frankfurt 1703), Beers *Evangelischer und Epistolischer Wegweiser* (Nürnberg 1708), Gebhards *Schola Pietatis* (Nürnberg 1709), ein Priesterbuch des Generalsuperintendenten Jacob Heinrich von Balthasar (Greifswald

14) Im ersten Band der Lutherausgabe findet sich der handschriftliche Anschaffungsvermerk des damaligen Pastors Johann Hinrich Lokervitz: „D. M. Lutheri sämtlichen Werke, von HEn. Walch heraus gegeben, in 24 Theile bestehend, gehören der Damgarter Kirche zu, und sind aus Kirchen Mitteln im Jahr 1750 angeschafft worden.“

15) Vgl. zur Damgartener Orgelgeschichte: Koch 2016, S. 75-79.

1757), Auszüge von Predigten Johann Melchior Gözes (Köthen / Dessau 1758), zwei Gesangbücher für Schwedisch-Pommern (Stralsund 1774), eines für den Gebrauch in Greifswald (Stralsund 1797), Bibeltexte nach der Kirchenordnung (Stralsund 1786), ein liturgisches Handbuch (Leipzig 1796) sowie eine Sammlung von Leichenpredigten erhalten.

Ob sich die Damgartener Kirchenbibliothek einst in der Kirche befand, ist unklar. In den Kirchenrechnungen des frühen 17. Jahrhunderts wird mehrfach die Studierstube im Pfarrhaus erwähnt, vielleicht wurden dort auch die Bücher in 1652 angeschafften Bücherschrank verwahrt. Pfarrhausbauten sind für 1531 und 1731 belegt. Seit dem Neubau des jetzigen Pfarrhauses 1875 wird die Kirchenbibliothek stets als dort befindlich erwähnt. Seit einigen Jahren befindet sie sich zusammen mit dem Kirchenarchiv sowie den Saaler Beständen auf dem Spitzboden des Pfarrhauses. Sowohl die Saaler als auch die Damgartener Bestände wurden von Dr. Jürgen Hamel in einem Katalog inventarisiert. Noch nicht verzeichnet sind die sehr umfangreichen Buchbestände des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Damgarten hatte als Schulstandort und zeitweiliger Sitz der Kreisschulinspektion regionale Bedeutung. Das Pfarrhaus erhielt außerdem 1911 einen als Konfirmandensaal bezeichneten Anbau, in dem sich auch eine Bibliothek für den kirchlichen Unterricht befand.

Bestandsgeschichte Saal

So ungleich größer der Bestand an historischen Saaler Büchern gegenüber den Damgartenern ist, umso schlechter ist die Überlieferung schriftlicher Quellen für die Bücher selbst. Das 1767 in Fachwerkbauweise errichtete Pfarrhaus brannte im Jahre 1875 ab.¹⁶ Kirchenmatrikeln lagen für Saal auch für die Jahre 1583 und 1609 vor, sind aber nicht mehr erhalten. Was in jenen Jahren an Büchern vorhanden war, ist dadurch unbekannt. Alles, was nach dem Dreißigjährigen Kriege noch an Büchern übriggeblieben war, war der absolute Basisbestand. Nur eine in Nürnberg gedruckte Bibel (1652) sowie eine pommersche Kirchenordnung (1563) hatten die Wirren bis 1669 überstanden, alles andere war verloren. Beide Bücher sind auch heute noch erhalten. In der Bibel (Inv. 296) findet sich der Anschaffungsvermerk von 1657 des Saaler Pastors Mag. Joachim Dölling (1629-1673).¹⁷

16) Saal 2002, S. 47.

17) Heyden 1959, S. 107. Dölling amtierte von 1655 bis 1673 in Saal.

Die Bibel und die Kirchenordnung (Inv. 118) gaben dem Ortsgeistlichen eine geistliche wie kirchenrechtliche Grundorientierung für seine tägliche Arbeit. Ob in der Folgezeit Bücher angeschafft wurden, ist nicht mehr nachzuvollziehen.

In der jüngsten Kirchenmatrikel von 1747 mussten die durch den Pastor Johann Christoph Fincke in Unordnung gebrachten Kirchenfinanzen geklärt werden. Er hatte 1733 die Pfarrstelle angetreten und war 1744, wohl ohne Erben, verstorben.¹⁸ In der Matrikel finden sich folgende Angaben dazu:

Weil der hiebevorige Prediger Fincke mit denen Kirchen Mitteln dergestalt um gegangen, daß davon in denen Kirchen Registern und Rechnungen Betrübte Spuren zu finden, auch nach deßen Ableben Keine Hoffnung zu Wieder Erlangung der vergriffenen Gelder verhanden gewesen, so hat die Konigl. Regierung vermöge Decreti vom 10. Aug. 1746. verordnet: daß der nachgelassene Bücher Vorrath des Defuncti Pastoris zum Behulff der Saaler Kirche als welcher es ohnedem gantz an Büchern fehlete aufbehalten werden solte, und da Ehrn Pastor über diese kleine Bibliothec einen Catalogum formiret, so ist solcher dieser Matricul, zur kunfftigen Nachricht und damit die ablieferung dereinstens darnach geschehen könne beÿgef sub Lit. B. beÿgefüget, und kan Pastor wenn hienechst noch nehwen Bücher angeschaffet werden solche hinzufügen, wie Ihm denn auch gebühret, die Libros normales deren in d. Kirch=Ordnung fol. 1. 6. 37a. 46a. Erwennung geschehet, successive anzuschaffen, nemlich auch die an die Pfarre kommende Patente dabeyzu asserviren, und allemahl ums 5te Jahre binden zu laßen, und sodann im Catalogo gleichfalß mit aufzuführen.¹⁹

Es finden sich aber weitere Bücher, die aus seinem Besitz stammen und bereits vor seiner Amtszeit in Saal angeschafft wurden. Mindestens 23 Bücher stammen aus seinem Besitz. Seinen vollen Namen schrieb er, ebenso wie seine Initialen ICF in jeweils ein Werk. Seine Initialen formte er in 20 weiteren Büchern zum lateinischen Wahlspruch *lungo Charitatem Fidei* (lat. = ich vereine die Liebe des Glaubens) um. Zwei dieser Bücher datierte und lokalisierte er auch. Eines hatte er 1717 in Hamburg (Inv. 79), ein anderes 1723 in Stockholm erworben (Inv. 43). Ein weiteres Buch mit dem Hinweis „Stockholmiæ d. 2. Jan. 1732“ (Inv. 46) wurde ebenfalls von ihm erworben. Fünf mit „F.“

18) Nach Heyden 1959, S. 108 stammte Fincke aus Stettin, hatte 1698 in Rostock studiert und hielt sich einige Zeit in Stockholm auf. Schon in dieser Zeit hatte er Bücher gekauft, die er mit nach Saal brachte.

19) LAG Rep. 36, Nr. II S1 II: Visitationen der Kirche zu Saal 1669-1747, Matrikel Saal 1747: Tit. XII: Bücher.

gekennzeichnete Bücher könnten außerdem von ihm stammen (Inv. 23, 59, 60, 83, 112). Welche Bücher er aus Saaler Kirchenmitteln anschaffen ließ, ist nicht mehr bekannt. Die mit seinem Namen versehenen Bücher sind vor allem deutsche und lateinische Werke zur Erbauung, aber auch Schriften, die Lehrstreitigkeiten aufgriffen.

So besaß Fincke mehrere Werke des lutherischen Superintendenten Valentin Ernst Löscher (1673-1749), der intensiv gegen den Pietismus argumentierte, aber auch ein Werk (Inv. 106) des pietistischen Propstes Philipp Jacob Spener (1635-1705).²⁰ Schon 1746 wurde ein Bibliothekskatalog erarbeitet, der jedoch nicht mehr erhalten ist.

Doch nicht nur von Pastor Fincke finden sich Bücher, die Saaler Pastoren zuzuordnen sind. Finckes Amtsvorgänger Andreas Friderici, der in Saal 1715 bis zu seinem Tode 1732 amtierte²¹, hatte 16 Bücher mit seinem Namen versehen und hinterlassen. Unter dessen Büchern findet sich auch Seelmanns Epistolische und Apostolische Erquick=Stunden sambt einer Historischen Soldaten=Postill (Leipzig 1685). Friderici bekam es bei seinem Abschied 1707 vom Wolliner Pastor Christoph Friedrich Prætorius (ca. 1630-1729); er selbst hatte dort als Kantor gewirkt.²²

Auch der 1747 amtierende Pastor Albert Andreas Duncker (1706-1781) hinterließ ein Buch (Inv. 240), das er mit Namen kennzeichnete. Ein Christoph Duncker gehörendes Buch scheint durch den Pastor Duncker hierhergekommen zu sein. Ein weiteres Werk ist mit dem Namenszug „R. R. de Olthoff“ (Inv. 53.37) versehen. Pastor Duncker war in zweiter Ehe mit Sophie Dorothea von Olthoff (†1761) verheiratet. Vom 1856 bis 1862 hier tätigen Pastor Dr. Friedrich Wilhelm Klöpffer (1802-1862) ist ein weiteres Buch (Inv. 6) erhalten.²³ Der von 1887 bis 1898 in Saal wirkende Pastor Paul Deegener (1839-1898)²⁴ hin-

20) Während der Pietismus in Preußen gefördert wurde, wurde er in Schwedisch-Pommern unterdrückt. Es gab mehrere Verbote pietistischer Schriften, u. a. 1735 auf der Synode in Barth (Heyden 1957 II, S. 140).

21) Heyden 1959, S. 108. Das große Pastorengemälde im Chorraum der Kirche zeigt Friderici und wurde 1727 gestiftet. Ein von Christian Fincke 1691 in Stettin beschafftes Buch könnte ihm ebenso zuzuordnen sein.

22) Eintrag in Inv. 160: „Viro H. Reverendo atque Doctissimo Domino Andr. Friderici hactenus Cantori Scholæ, jam abitum paranti librum hunc dono dedit, de sparta, quæ ipsi contigit gratulans, eamque tum Sibi tum aliis et felicem et salutarem precans. M. Christoph Friderich Prætorius, Pastor, D. Georo. et Latzig. Anno 1707. d. 28 Octobris.“ Prætorius war 1677 bis 1709 Pastor an St. Georg in Wollin, danach bis 1714 Pastor und Propst in Neustettin (Moderow 1903, S. 664 und Müller 1912, S. 266).

23) Zu Klöpffer siehe Heyden 1959, S. 109 und Heyden 1964, S. 4. Das Buch ist ein *Corpus Iuris Civis Academicis* (Altenberg / Leipzig 1721).

24) Heyden 1959, S. 109-110.

terließ ebenfalls sechs mit seinem Namen versehene Werke, die alle aus dem 19. Jahrhundert stammen.

Weitere Bücher sind mit Besitzvermerken versehen. An einigen von ihnen lässt sich sogar eine Besitzgeschichte nachvollziehen.

Aus Franz Wolfgangs Schola Sacrificiorum Patriarchalium Sacra (1654) wird durch die Besitzeinträge erkennbar, durch welche Hände es ging. Zunächst besaß es der Schaproder Pastor Arnold Sledanus (1633-1676), dann dessen Amtsnachfolger Heinrich Kemna (†1721), danach schließlich der Saaler Pastor Friederici, aus dessen Händen es in die Kirchenbibliothek gelangte.²⁵ Ebenso verhält es sich bei der Kirchenordnung von 1563, die 1604 Johannes Colerus²⁶, später dem Anklamer Gerichtsschreiber Bernhard Könning gehörte.²⁷ Vielleicht handelt es sich bei einigen dieser Bücher um Ankäufe, die Fincke machte. Ein 1648 gedrucktes lateinisches Werk über die Evangelien und Episteln gehörte Mag. Jacobus Balthasar.²⁸ Mag. Matthias Kienast (†1711) hatte 1671 ein biblisches Wörterbuch von Georg Pasor (1570-1637) in Wittenberg erworben, wo er studierte. Kienast stammte aus Ungarn und war später Pastor an St. Marien in Stralsund.²⁹ Er hatte es 1702 an Johann Friedrich Gleditsch veräußert, der es dann wohlmöglich an Friederici oder Fincke veräußerte. Eine Vollständigere Lateinische Grammatica Marchica (Berlin 1718) erwarb Daniel Schultz 1723 in Stettin laut Besitzeintrag (Inv. 142).

Weiterhin gibt es einen um 1715 gedruckten Text des römischen Dichters Terenz, der 1748 im Besitz des Pastors Mag. Albertus Bracht (1692-1757) in Rolofshagen bei Grimmen war (Inv. 19). Zwei kirchengeschichtliche Texte von Johann Micraelius (1597-1658) gehörten Ludvig Harboe (1709-1783), der in

25) Zu Sledanus und Kemna siehe Heyden 1956, S. 117. Die Besitzeinträge in Nr. 5 lauten: „Arnoldus Sledanus functi brum partim eruptionis partim permutationis jure quod mate nos attinet, possidet ex pro ligatura dedit 20 BI Anno 1661 mense Junio.“ / „Ex hæreditate Possidet me jure Henricus Kemna anno 1678.“ / „Jure emptionis possidet hunc librum Andreas Friderici Pastor Saal. y Bat. 1 Rth. anno 1725“; Friederici hatte das Buch also 1725 angekauft.

26) Ob er mit Mag. Julius Colerus (1579-1642) verwandt war, der 1611 die Kirchenbibliothek in Loitz aufbaute, ist nicht bekannt, siehe zu diesem Heyden 1972, S. 155.

27) Die Besitzeinträge in Inv. 118 lauten: „Johannes Colerus Rigä Livonus liber hunc emit Sedino“ / „Ex regia, h. e. liberati, donatione Dn: Affinis mei Bernhardi Könnings, Secretarii Judicii huius loci possideo hunc librum Ecclesiasticum Christophorus Hagius, Eccles: Anclamensis“. Christoph Hage (†1680) war 1640 bis 1678 Diakon an St. Marien in Anklam (Moderow 1903, S. 6).

28) Es gab mehrere Pastoren dieses Namens, vermutlich ist es der 1683 bis 1694 in Dersekow bei Greifswald wirkende Pastor Mag. Jacob Balthasar (Heyden 1964, S. 15). Besitzeintrag in Inv. 75.

29) Heyden 1972, S. 123 und S. 129. Im Buch Nr. 144 hatte er einen älteren Eintrag unkenntlich gemacht und seinen eigenen hinzugesetzt: „Matthiæ Kienast Pos. Hung. Comparatus Wittebergæ Anno 1671. die 2. Jul: 15 gk.“, danach: „Greg. Pasoris Lexicon Gr. Lat. Lipsiæ 1702. durch Joh. Fried. Gleditsch.“

Rostock studierte und später Bischof in Dänemark war. Harboe hatte beide Bücher (Inv. 33 & 145) 1728 erworben. Wie sie dann nach Saal kamen, ist unklar. Saaler Pastoren traten nur selten als Verfasser auf. Der Naugarder Superintendent und spätere Saaler Pastor Dr. Karl Otto (1812-1890)³⁰ gab dagegen mehrere Schriften heraus.

Eine von ihm kommentierte Ausgabe der pommerschen Kirchenordnungen (Greifswald 1854) ist im Damgartener Bestand erhalten.

Aufbewahrungsort der Kirchenbibliothek war, wie vielerorts auch, die Kirche. Der Pfarrhausbrand 1875 konnte den Büchern damit nichts anhaben, wohl aber die Temperaturschwankungen und vor allem die aufsteigende Feuchtigkeit. Die Bücher wurden zwar in der ersten Etage der Nordkapelle verwahrt, doch weisen fast alle Bücher Schäden durch Feuchtigkeit und Schimmel auf. Auch von Fraßspuren durch Insekten und Nagetieren blieben einige Exemplare nicht verschont. Im Jahre 1976 besichtigte ein Sachverständiger die Kirche und erblickte auch den Zustand der Pfarrbibliothek. Nachdem er einen „Brandbrief an das Konsistorium in Greifswald“ schrieb, tat sich etwas. Beklagt wurde der Zustand schon viele Jahre lang, der Druck von außen führte aber nun dazu, dass die Bibliothek geräumt und nach Barth gebracht wurde. Pfarrer Michael Reimer (1939-2017) sorgte dann für eine Bestandsaufnahme der Bücher. „So ist nun auch dieses Problem gelöst“, notierte der Saaler Pastor Friedrich Wilhelm Elgeti (1929-2016) in der Kirchenchronik.³¹ Dort blieben die Bücher bis zur Fusion der Kirchengemeinden Saal und Damgarten. Nachdem das Pfarrarchiv mit Bibliothek im Dachboden des Damgartener Pfarrhauses eingerichtet wurde, konnten auch die Saaler Bücher hier ihren Platz finden und kamen nach und nach hier her. Hier stehen sie nun trocken und sicher, geordnet und katalogisiert, neben den Damgartener Beständen.

30) Zu ihm siehe Heyden 1957 II, S. 212-213 und Heyden 1959, S. 109.

31) Beide Zitate aus der Kirchenchronik Saal III, S. 111 (1976).

Quellen:

Buske, Norbert: Die pommersche Kirchenordnung von Johannes Bugenhagen 1535. Text mit Übersetzung, Erläuterungen und Einleitung. Herausgegeben im Auftrag der Evangelischen Landeskirche Greifswald. Berlin: Union 1985.

Kirchenrechnungen, Personenregister und Kirchenchroniken aus dem Pfarrarchiven Damgarten und Saal.

Literatur

Anklam, Karl: Chronik der Stadt Damgarten. Vom Werden und vom Wesen unserer Stadt. Typoskript Damgarten 1916 (Neudruck Ribnitz-Damgarten 2008).

Autorengemeinschaft: Die evangelische Kirche in Saal. Eine Chronik. Herausgegeben von der Evangelischen Kirchgemeinde Saal. Kückenshagen: Scheunen-Verlag 2002.

Günther, Rolf: Küsterschule, Evangelische und Katholische Kirche in Damgarten. In: Attula, Axel (Hrsg.): 775 Jahre Ribnitz – 750 Jahre Damgarten. Beiträge zur neueren Stadtgeschichte. Ribnitz-Damgarten: Selbstverlag 2008, S. 361-366.

Heyden, Hellmuth:

- » Die Evangelischen Geistlichen des ehemaligen Regierungsbezirkes Stralsund, I: Insel Rügen. Greifswald: Selbstverlag 1956.
- » Kirchengeschichte Pommerns, 2 Bände. Köln-Braunsfeld: Rudolf Müller 1957 (Osteuropa und der deutsche Osten, Reihe III, 5).
- » Die Evangelischen Geistlichen des ehemaligen Regierungsbezirkes Stralsund, II: Kirchenkreise Barth, Franzburg und Grimmen. Greifswald: Selbstverlag 1959.
- » Die Evangelischen Geistlichen des ehemaligen Regierungsbezirkes Stralsund, III: Die Synoden Greifswald-Land, Greifswald-Stadt. Greifswald: Selbstverlag 1964.
- » Die Evangelischen Geistlichen des ehemaligen Regierungsbezirkes Stralsund, IV: Die Synoden Wolgast, Stralsund, Loitz. Greifswald: Selbstverlag 1972.

Koch, Elmar: „Als zur Ehren Gottes, und andächtiger auffmunterung der Christl. Gemeinde, in unserer Damgardter Kirchen ein neües Orgelwerck anzuschaffen nötig gefunden“ – Caspar Sperlings Damgartener Orgelbau 1729/1730. In: Lande Barth – Barther Geschichte(n), 8 (2016), S. 75-79.

Moderow, Hans: Die Evangelischen Geistlichen Pommerns von der Reformation bis zur Gegenwart, 1: Der Regierungsbezirk Stettin. Stettin: Leon Saunier 1903.

Müller, Ernst: Die Evangelischen Geistlichen Pommerns von der Reformation bis zur Gegenwart, 2: Der Regierungsbezirk Köslin. Die reformierten Gemeinden Pommerns. Die Generalsuperintendenten. Stettin: Leon Saunier 1912.

Pocher, Dieter: Baugeschichtliche Anmerkungen zu den Sakralbauten in Ribnitz und Damgarten. In: Attula, Axel (Hrsg.): 775 Jahre Ribnitz – 750 Jahre Damgarten. Beiträge zur neueren Stadtgeschichte. Ribnitz-Damgarten: Selbstverlag 2008, S. 351-360.

Thieme, Arnim; Ciesielski, Andreas: Saal im Wandel der Zeiten. Eine Chronik zum 750. Jubiläumsjahr des Ortes Saal und seiner Ortsteile. Kückenshagen: Scheunen-Verlag 2005.

Elmar Koch, Damgarten

10 Tage im April

Pommersche Ostern 1982 als Politikum

„Genug – Sie werden nicht einmal den ganzen Brief gelesen haben, nur erstaunt und verärgert sein, dass aus Velgast keine Kollekten abgeführt werden in diesem Monat.“¹ Das sind die letzten Worte aus einem Brief des Pfarrers Riese an das Evangelische Konsistorium in Greifswald. Der Leser liegt nicht falsch, wenn er hinter dieser lapidaren Abfertigung weit mehr vermutet als nur ein offenes Bekenntnis zur Unterschlagung von Kirchgeldern. Vielmehr gleichen die turbulenten Ereignisse in den vorpommerschen Gemeinden, die sich um die Ostertage des Jahres 1982 abspielten, einem Polit-Thriller erster Güte.

Die betreffende Akte ist Teil des Bestandes „Konsistorium der Pommerschen Evangelischen Kirche (PEK)“, der zurzeit in Schwerin erschlossen wird. Das in Greifswald ansässige Konsistorium war das Leitungsgremium des Kirchengebietes, das sich überwiegend auf dem Gebiet des Bezirkes Rostock befand. Betitelt sind die gut zwei Zentimeter Umfang mit „Maßnahmen zur Verhütung und Nichtverbreitung der Maul- und Klauenseuche“. Verwirrt? Gut, dann wollen wir beginnen...

Die Ausgangslage: Im März 1982 brach in Vorpommern die hochansteckende Maul- und Klauenseuche (MKS) aus. Für die großen Viehmastbetriebe der Region stellte sie eine ernste Gefahr dar. Der Landkreis Anklam war besonders schwer betroffen. Hier wurde der Kreisveterinär Dr. Seils mit den Schutzmaßnahmen betraut. Schnell wurden die Sperrzonen aber auf mehrere Landkreise, von Usedom bis nach Rostock, ausgeweitet – auf Anweisung von oben.²

Mit den Sperren im Transitverkehr kamen umfassende Versammlungsverbote, die auch für Gottesdienste galten (MKS kann potentiell durch Menschen verbreitet werden). Schulen, Theater und Gaststätten blieben geschlossen, wer das Gebiet verlassen wollte, benötigte dafür eine Sondergenehmigung. Einsichtig, aber wahrscheinlich schweren Herzens fügten sich die meisten Pfarrer den Anweisungen. Allerdings gab es da ein Problem: Am 9. April war Karfreitag!

1) LKAG 72.01. Konsistorium Pommersche Evangelische Kirche Greifswald (PEK), Nr. 262, Anlage zu 25/82.

2) Vgl. hierzu Interview mit Dr. Seils. <http://www.ostsee-zeitung.de/Vorpommern/Greifswald/Maximale-Isolation-zur-Seuchenbekämpfung> 15.03.2019, 15:13.

Und der wichtigste protestantische Feiertag so ganz ohne Kirchgang, damit wollte man sich dann doch nicht abfinden.

Der Ablauf der folgenden Ereignisse basiert im Wesentlichen auf den Schilderungen von betroffenen Pastoren, besonders auf einer Dokumentation, die im Nachhinein der Vorgänge angelegt wurde.³

Am. 02.04. werden Straßensperren in den Kreisen Greifswald-Land, Bergen, Anklam, Grimmen, Rügen und Ribnitz/Rostock errichtet. Ein totales Veranstaltungsverbot wird verhängt. Der Greifswalder Bischof Gienke darf dank einer Sondergenehmigung zu einer Besprechung nach Berlin aufbrechen.

Vormittags geht beim Konsistorium ein Anruf von Roland Macht, dem Beauftragten für die Evangelische Kirche in Referat für Kirchenfragen ein, der alle Gottesdienste für die folgenden Tage aus Seuchenschutzgründen verbietet. Der kirchliche Protest beim Stellvertreter des Vorsitzenden des Rates des Innern des Bezirkes Rostock, Jürgen Haß, kann daran nichts ändern. Selbst als man einwirft, dass die Gaststätten wieder geöffnet seien, bleibt es beim Veranstaltungsverbot für Kirchen. Dies wird den Superintendenten im Laufe des Nachmittags bekanntgegeben.

Auf einer Sondersitzung der Kirchenleitung am nächsten Tag (ein Tag vor Palmsonntag), heißt es, die Katholiken hätten eine Sondergenehmigung für ihren Gottesdienst. Die daraufhin gestellte Anfrage an Haß ergibt aber, dass es sich hierbei um eine Fehlinformation handelt. Vielmehr, so vermerkt die Dokumentation später, hätten auch die katholischen Geistlichen Protest gegen das Verbot eingelegt, die Rückmeldung aber nicht abgewartet. Aus Berlin kommt die Nachricht, dass der Bischof Gottesdienste angeordnet habe. Gienke selbst hält am Folgetag die Palmsonntagsandacht in der Domstraße 13 in Greifswald.

Am Montag der Karwoche erfolgen mehrere Anrufe bei Haß und beim Staatssekretär, die aber beide weiterhin das Nein zu Ostergottesdiensten bestärken. Um 16.44 wendet sich Bischof Gienke nun persönlich an die höchsten Stellen: In einem Telegramm bittet er den Ministerpräsidenten Stoph, doch wenigstens in den Städten wenn schon keine Abendmahlsfeiern, so doch wenigstens Andachten zu erlauben.⁴

3) LKAG 72.01 Nr. 262, 30/82.

4) LKAG 72.01. Nr. 262, 7/82a.

Da er keine Antwort erhält, und auch Nachfragen beim Bezirksrat von Rostock nichts ergeben, verfügt der Bischof am Dienstag auf einer Sondersitzung des Kollegiums der Kirchenleitung die Durchführung der Abendmahlsfeiern, trotz und gerade wegen der Seuche.

Am Nachmittag desselben Tages trifft über Haß die positive Rückmeldung des Ministerpräsidenten ein.

Für die Ereignisse der Ostertage wechseln wir nun zu Pfarrer Tubandt nach Anklam⁵⁾:

Mittwochnachmittag, 15:30: Vom Bischof trifft die Nachricht ein, dass Gottesdienste und Abendmahlsfeiern erlaubt seien. Entsprechende Ankündigungen werden im Kreis Anklam ausgehängt.

Gründonnerstag

Anruf des Rates des Kreises; alle Veranstaltungen hätten sofort zu stoppen! Bis 15.00 laufen die Verhandlungen, bis der Rat schließlich doch die Feiern freigibt.

17:30: Pfarrer Tubandt wird für 18:00 vor den Rat des Kreises zitiert, dort teilt ihm der stellvertretende Ratsvorsitzende Littmann mit, dass das Telegramm des Ministerpräsidenten, in dem Gottesdienste erlaubt würden, ungültig sei. Stattdessen habe der Staatssekretär für Kirchenfragen Gysi den Stopp der Feiern beschlossen.

Trotz dieser Nachricht beschließen Pfarrer Tubandt und seine beiden Kollegen Wenzlaff und Probst aber nach gehaltenem Abendgottesdienst, auch die anderen Feiern wie geplant durchzuführen. Diesen Entschluss teilen sie Gienke mit, der ihn befürwortet.

Karfreitag

Im Großen und Ganzen verlaufen die Feiern friedlich, nur in Japenzin stellen sich der Pastorin Otto Beamte in den Weg, die sie und die Gemeindemitglieder am Betreten der Kirche hindern. Allerdings kommt es nur zu Verwarnungen. Viel bedrohlicher seien aber „auffällig geparkte Autos“ erschienen, welche die Gottesdienstbesucher beobachtet hätten. (Tubandt vermutet stille Aufklärer des MfS).

5) LKAG 72.01. Nr. 262, 16/82.

17:00: Eingehender Anruf des Rates bei Tubandt. Gründonnerstag und Karfreitag hätten ja gut geklappt, ob er schon sagen könne, was für Ostersonntag geplant sei, will Littmann wissen. Tubandt tröstet ihn auf den nächsten Tag.

Karsamstag

Um 11:45 meldet sich Littmann erneut, diesmal mit der Nachricht, dass die Gottesdienste in Anklam und Ducherow ausfallen müssten. Tubandt will hierauf aber keine klare Antwort geben, da er nach eigenen Worten „den überaus starken Druck spürte, unter dem der Rat des Kreises vom Rat des Bezirkes gesetzt wurde“.⁶ Für Rückfragen sind weder sein ihm vorgesetzter Probst Haberecht – völlig überraschend nach Görlitz verweist – noch der Bischof – im Mittagsschlaf – zu erreichen. Daher einigen sich die drei oben Erwähnten darauf, die offiziellen Verordnungen zwar auszuhängen, die Kirchen aber dennoch offen zu lassen und einfache Andachten abzuhalten.

Ostersonntag

Aus mehreren Dörfern gehen Berichte über Behinderungen und Beobachtungen der Gottesdienstbesucher ein.

In den folgenden Tagen werden die Reise- und Veranstaltungseinschränkungen in den meisten Kreisen ganz oder teilweise wieder aufgehoben. Vereinzelt kommt es zwar noch zu Sperrungen, doch sind diese nicht mehr so umfassend.⁷

Das Untersuchungsergebnis

Wie lassen sich die Ereignisse im Nachhinein bewerten? Handelt es sich hier um eine, wenn auch vielleicht übervorsichtige, valide veterinärmedizinische Maßnahme? Oder haben wir es mit einem erneuten, recht kreativen, Ansatz der SED-Führung zu tun, die Präsenz der Kirche in der Gesellschaft weiter zurückzudrängen?

6) LKAG 72.01. Nr. 262, 16/82.

7) Eine entsprechende Aufstellung findet sich in LKAG 72.01. 30/82 Anlage 10.

Die Meinung Pfarrer Rieses zu diesem Thema ist klar:

„Mir wurde im Lauf dieses Gesprächs [mit dem Rat der Stadt] klar, dass dies keine MKS-Maßnahme mehr ist, sondern eine staatsschützende Maßnahme, aus der das geringe Vertrauen der Staatsorgane abzulesen ist, wie wenig sie der Kirche und ihren Mitarbeitern trauen und was sie uns zutrauen.“⁸

Dass nicht nur der Postverkehr aus sondern auch in das verseuchte Gebiet unterbunden worden sei, weise ebenfalls eindeutig in diese Richtung.

Stattfindende politische und gesellschaftliche Veranstaltungen, Beerdigungen und offene Gaststätten machten die Sache nicht weniger verdächtig, wie in diesem Zusammenhang Tierarzt Dr. Fiedler hinzufügte.⁹

Hier hilft es, den Blick etwas weiter auf den allgemeinen Horizont des Jahres 1982 auszuweiten. In den vorhergehenden Jahren gab es einige Reibungspunkte zwischen politischer und kirchlicher Führung. Zu nennen wären da unter anderem die Friedensbewegung um das Symbol „Schwerter zu Pflugscharen“ und die Ereignisse im benachbarten Polen, die den Aufstieg der Gewerkschaft Solidarnosc einläuteten und auch westlich der Oder überaus argwöhnisch beobachtet wurden. Natürlich ist nicht davon auszugehen, dass die SED oder das MfS, so konspirativ es mit Vorliebe auch vorging, die Seuche selbst gezielt in die Welt gesetzt hat. Wahrscheinlicher hingegen ist, dass man diese sich bietende Gelegenheit auf keinen Fall ungenutzt verstreichen lassen wollte.

Mit Straßensperren, Veranstaltungsverböten, gerade in der zentralen Osterwoche, konnte man den Christen empfindliche Nadelstiche zusetzen. Durch die scharfe Beobachtung derjenigen, die sich trotz der Verbote zu den Gottesdiensten trafen konnte man zudem wieder einmal die potentiell widerständlerische Spreu vom linientreuen Weizen trennen.

Doch nicht nur den staatlichen, auch den kirchlichen Stellen kam die zwangsverordnete Ruhepause durchaus gelegen. Aus einem Schreiben eines Mitarbeiters des Referates für Kirchenfragen geht hervor, dass die ausgefallene Frühjahrssynode der Greifswalder Kirche mehr Zeit verschaffe, sich mit den schwierigen Fragen rund um „Schwerter zu Pflugscharen“ zu befassen.¹⁰

8) LKAG 72.01. Nr. 262, Anlage zu 25/82.

9) LKAG 72.01. 30/82 Anlage 9.

10) Schreiben von Peter Kraußler, Arbeitsgruppe Kirchenfragen an Verner vom 2.4.1982, SAMPO-BA ZPA IV B2/14/82. Zitiert nach Besier, Gerhard: Der SED-Staat und die Kirche 1969-1990. Die Vision von „Dritten Weg“. Berlin, Frankfurt a.M. 1995. S. 459.

Wie groß der Einfluss und der Verdienst Bischofs Gienkes bei der Genehmigung der Ostergottesdienste zu sehen ist, ist fragwürdig. Riesen Meinung zu diesem Punkt ist wiederum eindeutig:

„Für Ostern kam das Engagement des Bischofs zu spät, in der Zwischenzeit wurde das zentral gelegene Pfarrhaus durch die Staatsorgane überwacht und unser Antrag auf Durchführung der Ostergottesdienste wurde unter Androhung von Geldstrafen abgelehnt, weil wir zum Sperrgebiet gehörten. In diesem Zusammenhang hat mich die Osterbotschaft des Bischofs doch betroffen gemacht, die Unsicherheit, die er den Mitarbeitern unterstellt - ist es nicht auch die Unsicherheit [!] der Kirchenleitung in Bezug auf diese Sperrmaßnahmen gewesen.“¹¹

In der Tat lassen die Berichte über Behinderungen der Gottesdienste aus den Gemeinden die vom Bischof beim Ministerpräsidenten erwirkte Erlaubnis wenig stichhaltig erscheinen, zumindest, was die hier angesprochenen Gemeinden angeht. Auch die schwankenden Positionen der Bezirksbeamten, die manchmal im Stundentakt zu wechseln scheinen, machen die ganze Sache nicht einfacher nachzuvollziehen. Der Abgleich mit anderen, ergänzenden Beständen würde hier sicherlich weiterhelfen.

Doch vorerst bleiben die Ereignisse um das Osterfest in Pommern des Jahres 1982 eine erzählenswerte Anekdote. Und wieder einmal müssen sich der Forscher, wie auch der Leser, fragen, ob die vorgebrachten Thesen stimmig sind oder nicht. Neigt man nicht dazu, den Hinweisen nachzugehen, welche die eigene vorgefasste Meinung bestärken? (In diesem Falle die konspirativen Machenschaften der DDR-Führung, wie sie Pfarrer Riese vermutet.) Präzedenzfälle gibt es noch in der Gegenwart: Zu Zeiten der Vogelgrippe H5N1 wurde in Gottesdiensten schließlich auch über Verbote von Friedensgruß und Abendmahl diskutiert.

Doch bis erschöpfende Forschungen zu diesem Thema vorliegen, muss sich ein jeder seine eigene Theorie herleiten. Aber genug – Sie werden nicht einmal den ganzen Artikel gelesen haben ...

Sebastian Eichler, Schwerin

11) LKAG 72.01. Nr. 262, Anlage zu 25/82.

Zur Geschichte des Penkuner Schulwesens

Die älteste schriftliche Nachricht zum Schulwesen unserer Stadt stammt aus dem Jahre 1579 und berichtet von einem Schulmeister, der zugleich Stadtschreiber und Küster ist. Pfarrer und Kirchenvorsteher sind verpflichtet, darauf zu achten, dass wegen der Stadtschreiberei die Schule nicht vernachlässigt wird. 1584 versieht Dionysio Köpelmann die Küsterei.

Offenbar müssen die Nebentätigkeiten den Lehrer stark beansprucht haben, denn aufgrund der dadurch verursachten vielen Schulversäumnisse setzt Superintendent Wernich 1738 die Trennung der Ämter durch. Fortan unterrichtet der Lehrer als „Rektor“ ausschließlich die Schüler, während die Küsterei anderweitig besetzt wird. Um finanzielle Einbußen für den Rektor zu vermeiden, erhält er die bisherige Vergütung für die Stadtschreiberei von zehn Talern und vier Scheffel Roggen nun zusätzlich aus der Kirchenkasse.

Die Anstellung eines zweiten Lehrers

1752 verfügt Christian von der Osten, weil „die hiesige Jugend also angewachsen, daß dieselbe sowohl, als auch absonderlich die armen Kinder, nebst denen Soldatenkinder, unmöglich durch einen Lehrmeister unterrichtet werden können“, die Anstellung von Johann Worm als zweiten Schulmeister. Wenig später, 1759, werden mit der Berufung von Johann Christian Wolf die Ämter des Küsters und Schulhalters in einer Person vereinigt und bleiben es bis zum Ende des Ersten Weltkrieges.

Der Verkauf der Schule

Rektor und Küster unterrichten im 1763 erbauten Schulhaus jeweils eine Klasse, bis 1771 der Küster beginnt, seine Schüler im Küsterhaus zu unterweisen. Da der Rektor diese Möglichkeit auch nutzt und seine Klasse in das Rektorat bestellt, steht das Schulhaus leer und wird schließlich 1777 für 120 Taler verkauft. Aus diesem Umstand heraus entstehen in Penkun zwei getrennte Schulen. 1788 werden in ihnen jeweils 65 Kinder unterrichtet.

Der Küster wird Kantor

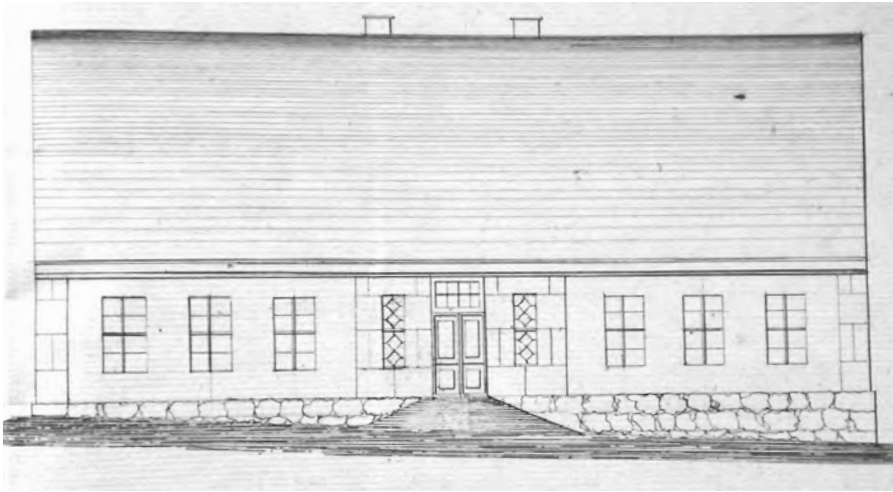
Es gehört zu den Aufgaben des Rektors, im Gottesdienst die Orgel zu spielen und den Gesang zu leiten. Ab 1819 übernimmt der Küster diese Verpflichtung und darf fortan den Titel „Kantor“ führen.

Pläne für ein neues Schulhaus

Das Anwachsen der Schülerzahlen (1810:137; 1819:177; 1820:201) erschwert den Unterricht in den beengten Verhältnissen immer mehr, so dass Superintendent Engelcken 1811 Pläne für den Bau eines Schulhauses vorlegt, die der Magistrat aus Kostengründen zurückweist. Als 1826 sowohl Kantor- als auch Rektoratshaus abbrennen, scheint die Gelegenheit günstig, durch einen Schulbau auf dem Kirchhof bessere Bedingungen zu schaffen. Doch erneut lehnt der Magistrat ab und stimmt nach längeren Verhandlungen einem Kompromiss zu: Das Kantorat wird 1829 für 867 Taler wieder aufgebaut – nur 25 % der Kosten trägt die Stadt – und um ein zweites Stockwerk vergrößert. Im Erdgeschoss entstehen drei Klassenräume, während sich im oberen Teil des Gebäudes die Lehrerwohnungen befinden. Auf Initiative Engelckens wird 1829 eine dritte Lehrerstelle eingerichtet.

Das neue Schulhaus

Auch in den kommenden Jahren wächst die Anzahl der Schüler weiter. Als 1834 bei einer Visitation festgestellt wird, dass nur drei Lehrer 346 Schüler unterrichten, wobei sich in der untersten Klasse 166 Kinder befinden, verstärkt die Stettiner Regierung ihren Druck auf den Magistrat. 1836 beginnen erste Verhandlungen zum Bau eines neuen Schulhauses. Sie ziehen sich bis 1843 hin, ehe Stadtzimmermeister Schröder den Zuschlag erhält. Für eine Summe von 2880 Talern, die von Kirche und Stadt je zur Hälfte getragen werden, entsteht auf dem Kirchhof ein neues Gebäude, das vier Klassenzimmer und zugleich die Wohnung für den Schulwärter beherbergt. Trinitatis 1845 erfolgt die feierliche Einweihung durch Superintendent Engelcken. Im nunmehr leerstehenden Kantorhaus entstehen größere Dienstwohnungen für die Lehrer.



Vorderansicht des neuen Schulhauses, 1845

Der Ausbau des Schulwesens durch weitere Lehrerstellen

Das stetige Wachstum der Schülerzahlen hält weiter an, so dass 1845 eine vierte Lehrerstelle eingerichtet wird. Alle Klassenzimmer der Schule sind nun belegt, und zwar mit der Knabenklasse des Rektors, der Mädchenklasse des Kantors sowie der II. und I. gemischten Klasse. Doch bereits 1853 ist die Schaffung einer fünften und 1866 einer sechsten Lehrerstelle notwendig. Für die entsprechenden Klassen entstehen zwei Unterrichtsräume im Dachbodengeschoss des Schulhauses.

Die Gründung einer Nebenschule

Obwohl eine gesetzliche Schulpflicht besteht, versäumen viele Kinder häufig den Unterricht und können somit nicht versetzt werden, was letztlich zu einer Überfüllung der unteren und mittleren Klassen führt. In Penkun befinden sich 1866 allein 158 der insgesamt 461 Schüler in der untersten Klasse und werden von einem Lehrer in zwei Abteilungen beschult. Zur Behebung dieses Übelstandes wird ab Ostern 1868 ein Raum in der Nähe des Kirchplatzes angemietet und dort eine Nebenschule eingerichtet. In ihr unterrichtet nach einem besonderen Lehrplan ein neu angestellter siebenter Lehrer 84 Schüler. 1883 wird die Nebenschule wieder aufgelöst und stattdessen die unterste Klasse der Stadtschule geteilt.

Der Rektor und Hilfsprediger

Bis in das Jahr 1910 übt der Rektor im Nebenamt die Funktion des Hilfspredigers aus, womit er außer der Schulleitung und seinem eigenen Unterricht zahlreiche geistliche Aufgaben wahrnimmt. Er hält die Nachmittagspredigten an allen Sonn- und Festtagen und ist zuständig für Amtshandlungen und Seelsorge in Büssow, Kirchenfeld, Neuhoof und dem Hospital. Dafür erhält er die Hälfte seines Gehaltes aus der Kirchenkasse.

Als Max Bornhagen 1910 Penkun verlässt, entstehen erhebliche Schwierigkeiten, die Stelle mit einem Theologen, der zugleich das Rektorexamen abgelegt hat, zu besetzen. In dieser Situation scheint es der Regierung am besten, eine Trennung beider Ämter vorzunehmen. Doch sowohl Stadt als auch Kirchengemeinde sträuben sich aufgrund der dann entstehenden finanziellen Mehrbelastung. 1913 erfolgt eine Einigung, indem die Kirche sich solange an der Besoldung des Rektors beteiligt, wie die Stelle des Hilfspredigers unbesetzt bleibt. Am 1.04.1914 tritt der aus Lüneburg stammende Mittelschullehrer Georg Becker das Amt des Rektors an.

Jeder Fortschritt ist mit Kosten verbunden ...

Insbesondere pädagogische Gründe veranlassen den damaligen Bürgermeister Dr. Schröder, die Anstellung von Rektor Becker gegen eine hartnäckige Opposition im Magistrat durchzusetzen. Mit Becker hat er einen Mann gefunden, der durch seine Sprachkenntnisse Englisch- und Französischunterricht erteilen kann, der bereit ist, an der Fortbildungsschule zu unterrichten, und der ein besonderes Interesse für die Jugendpflege zeigt.

Als 1915 infolge des Krieges die Schülerzahl auf 240 sinkt, nutzt der Magistrat die Abwesenheit des sich im Kriege befindlichen Bürgermeisters, um hinter seinem Rücken die Versetzung Beckers zu betreiben und damit die Kosten für das Rektorengehalt zu sparen. Als die Regierung in Stettin dieses Ansinnen ablehnt und als „häßlich“ bezeichnet, wendet sich der Magistrat unverfroren sogar an den Minister in Berlin, der jedoch ebenfalls eine unter diesen Umständen herbeigeführte Versetzung Beckers abschlägig bescheidet.

Die Schule nach 1945

Durch die Zerstörung des alten Schulhauses bei einem Luftangriff am 20.04.1945 steht der Neuanfang im Bildungswesen vor besonderen Schwierigkeiten. Der Unterricht wird zunächst behelfsmäßig im Pfarrhaus, später im Hotel „Kaiserhof“ sowie im Wohnhaus von Dr. Heege gehalten, ehe 1951 im Westflügel des Schlosses geeignete Räume Unterkunft bieten. Die Lehrgegenstände beschränken sich anfangs auf ein Minimum, wie ein Bericht der Kreisschulkommission des Kreises Randow mitteilt: „Lehrfächer der Schulen im Schuljahr 1945/46 waren Deutsch, Heimatkunde, Rechnen und Physik. Der Unterricht in Chemie, Geometrie und Algebra konnte nicht erteilt werden. Das gleiche trifft zu für den Fremdsprachenunterricht.“

Die Zentralschule Penkun

Das „Gesetz zur Demokratisierung der deutschen Schule“ schreibt eine 8-jährige Schulzeit und die Fächer Deutsch, Geschichte, Heimatkunde, Geographie, Biologie, Physik, Chemie, Mathematik, Kunst- und Werkunterricht, Musik und Leibesübungen vor. Diese gestiegenen Anforderungen können die bisherigen einklassigen Dorfschulen nicht oder nur ungenügend erfüllen, so dass die Penkuner Schule 1952 ihre Umwandlung in eine Zentralschule erfährt, in der nun auch Schüler aus den umliegenden Orten den Unterricht in den Klassen 5 – 8 besuchen. Die Klassenstufen 1 – 4 verbleiben vorerst weiterhin in ihren Dorfschulen, bis diese in den kommenden Jahren nach und nach bis 1974 aufgelöst werden.

Der Bau der neuen Schule

Bereits 1950 hat der III. Parteitag der SED den Beschluss gefasst, das Schulwesen durch die Einführung der Zehnklassenschule weiterzuentwickeln. 1956 beginnt der Aufbau dieser Mittelschulen auch im ländlichen Raum. In diesem Zusammenhang entsteht bereits 1955 das Projekt für einen Schulneubau auf dem Gelände des ehemaligen Friedhofes. Am 12.05.1958 kann nach zweijähriger Bauzeit und 2,5 Millionen Mark Kosten das neue Gebäude mit elf Unterrichtsräumen, Aula, Turn- und Pausenhalle sowie einer Schulküche feierlich eingeweiht werden. Ab dem Schuljahr 1957/58 erfolgt die Erweiterung der bis zur Klasse 8 führenden Mittelschule zur „Zehnklassige allgemeinbildende polytechnische Oberschule“ – kurz POS.

Am 4. 10. 1974 erhält die Penkuner Schule den Namen des polnischen Sozialdemokraten „Julian Marchlewski“, den sie bis vor wenigen Jahren getragen hat.

Die Schule im wiedervereinten Deutschland

Mit der Abschaffung der Polytechnischen Oberschulen und der Einführung des dreigliedrigen Schulsystems nehmen 1991 wesentliche Veränderungen in der Schullandschaft ihren Anfang. Neben den Gymnasien (ehemals EOS) etablieren sich Grundschulen mit den Klassen 1 bis 4 sowie die bis zur Klasse 10 weiterführenden Realschulen. Aufgrund geringer Schülerzahlen kann in Penkun keine der beiden Schularten für sich allein bestehen. Darum wird die Krackower Schule aufgelöst und mit der Penkuner vereinigt. Zum Leiter der Penkuner Schulkonferenz in der Wendezeit wird auf Bitten der Schulleitung Pfarrer Karl-Heinz Sadewasser (Sommersdorf). Er organisiert in der Schule für die Lehrkräfte Informationsveranstaltungen zu kirchlich-theologischen Themen.

Der Neubau einer Grundschule

Die Leitung der Grundschule übernimmt Reinhard Höwler und nach dessen Eintritt in den Ruhestand 2008 Silvia Markowsky. Die vorhandenen 200 Grundschüler müssen zunächst an verschiedenen Standorten unterrichtet werden: in der „kleinen“ Schule am Schloss, im ehemaligen Gutshaus in Krackow und in den Räumen der Realschule.

Um diesen ungünstigen Zustand zu beenden, reift bereits 1992 die Idee zum Neubau einer Grundschule im Deputantenbruch. Wie in der gesamten Penkuner Schulgeschichte stellt auch diesmal die Finanzierung das größte Problem dar. Die Kosten für den Schulneubau werden auf 4,2 Millionen Mark beziffert, wovon das Land Mecklenburg-Vorpommern drei Millionen Mark als Fördermittel beizusteuern bereit ist, wenn der restliche Betrag durch Eigenmittel aufgefüllt werden kann. Ein bereits 1992 aus den zum damaligen Amtsbereich Penkun gehörenden Gemeinden gegründeter Schulverband ist in der Lage, diese Summe aufzubringen. Der Bau beginnt. Am 2.12.1994 erfolgt durch die damalige Kultusministerin Steffi Schnoor die Grundsteinlegung, am 4.09.1995 wird das Richtfest gefeiert. Nachdem der innere Ausbau sowie die Gestaltung der Außenanlagen abgeschlossen sind, kann am 10.06.1996 das Gebäude feierlich seiner Bestimmung übergeben werden.

Heute lernen in der ursprünglich zweizügig geplanten Schule sechs Klassen mit 127 Schülern unter der Obhut von acht Stammllehrern.

Die weiterführende Schule

Die Realschule erlebt bedingt durch Bildungsreformen seit 1991 verschiedene strukturelle Änderungen: 1996/97 erfolgt die Umwandlung in eine Verbundene Haupt- und Realschule, 2002/03 in eine Regionale Schule. Aufgrund der demografischen Entwicklung verringert sich die Schülerzahl beträchtlich, so dass besonders im Jahr 2004 der Fortbestand ernsthaft gefährdet ist. Ein Angebot an zusätzlichen freiwilligen Nachmittagskursen im Rahmen der Ganztagschule sowie die Beschulung einiger im nahen Brandenburg wohnender Schüler können diese Gefahr vorerst bannen. Allerdings macht wegen der desolaten Haushaltslage der Rotstift auch nicht vor den Schulen halt, indem an Personalkosten für Hausmeister und Sekretärinnen gespart wird. Im Jubiläumsjahr werden insgesamt 130 Schüler in sieben Klassen von elf Stamm- und zwei Gastlehrern unterrichtet.

Mögen beide Schulen auch künftig in Penkun dauerhaft Bestand haben und mit ihren Kindern und dem Engagement ihrer Lehrenden der Stadt und den umliegenden Dörfern zum Segen gereichen.

Die Rektoren der Schule

1663	Joachim Glöden verwaltet Schule und Stadtschreiberei
1674	Salomon Meyer, Kantor und Stadtschreiber
1680	Philipp Heinrich Heise
???? – 1693	Michael Schreiber, 1693 Pfarrer in Schönfeld
1693 – 1725	Jakob Steinhöfel, verstirbt 1725
1725 – 1730	Andreas Beitze (Beetze)
1731 – 1741	Johannes Balthasar Gerschow, 1743 Pfarrer in Wollin
1741 – 1751	Johannes Christ. Barth. Prokopius
1751 – 1752	Christian Seidel, 1752 Pfarrer in Sonnenberg
1752 – 1761	Christian Friedrich Wernich, 1761 Pfarrer in Kummerow
	berufen, 1771 – 1778 Superintendent des Penkuner Kirchenkreises
1761 – 1764	Daniel Ueckermann, 1764 Pfarrer in Wollin
1764 – 1772	Immanuel Theophilus Steinbrück, 1772 Pfarrer in Schabow

1772 – 1800 Michael Christian Thiele,
 1800 im Alter von 81 Jahren emeritiert
 1800 – 1804 Friedrich Ludwig Steinbrück, 1804 Pfarrer in Wollin
 1804 – 1819 Caspar Moritz Engelcken, 1819 – 1856 Superintendent
 1820 – 1822 Ferdinand Matthias, 1822 Pfarrer in Sommersdorf
 1823 – 1825 Gottlieb Georg Heinze, 1825 Pfarrer in Sonnenberg
 1825 – 1831 Ludwig Albert Steinbrück
 1831 – 1837 Gustav Voß, 1837 Pfarrer in Repplin bei Stargard
 1837 – 1841 Carl Friedrich Wilhelm Pfotenhauer,
 1841 Pfarrer in Sommersdorf
 1842 – 1850 Anton Bischof, 1850 Pfarrer in Cunow bei Rahn
 1850 – 1855 Caesar Simmer, 1855 Pfarrer in Groß Benz bei Labes
 1855 – 1863 Eugen Ribbeck, 1863 Pfarrer in Boock
 1863 – 1865 Reinhard Gustav Völker,
 1865 Rektor und Hilfsprediger in Pyritz
 1865 – 1870 Friedrich Winkler, 1870 Pfarrer in Klatzow bei Altentreptow
 1870 – 1876 August Hermann Block,
 1876 Archidiakonus an St. Marien in Prenzlau
 1876 Hermann Jacoby, kündigte zum 1.10.1876
 1876 – 1881 Ludwig Flamme, 1881 Pfarrer in Flemendorf bei Barth
 1882 Oskar Kelsch, entlassen wegen disziplinarischen Vergehens
 1883 – 1884 Emil Tank, versetzt zum 1.10.1884
 1887 – 1898 Gustav Ferdinand Wahren, 1898 Pfarrer in Penkun
 1899 – 1910 Max Bornhagen,
 ab 1910 Kreisschulinspektor in Rummelsburg I
 1914 – ???? Georg Becker, Mittelschullehrer aus Lüneburg
 1949 Fritz Beyer
 1950 – 1958 Edith Packhäuser
 1958 – 1962 Helmut Mix
 1962 – 1972 Else Doelger
 1972 – 1973 Helmut Mix
 1973 – 1991 Ernst Weber
 seit 1991 Roland Ganske
 1991 – 2008 Reinhard Höwler
 seit 2008 Silvia Markowsky

Dietmar Roglitz, Penkun

„Aber Gott gibt ja zu seinen Aufgaben auch immer die Gaben.“¹

Briefwechsel zwischen der Diakonisse Marie Möller und dem Bischof Karl von Scheven



Diakonisse Marie Möller 1950, Foto: LKAG, Nachlass Krummacher

Liebe Schwester Marie!

Sie wundern sich sicher, dass Sie Post von mir bekommen. Verständlich, denn wir sind uns nie begegnet. Dennoch habe ich das Gefühl, Sie ein wenig zu kennen. Ich heiße Ulrike und bin Archivarin, genauer gesagt bin ich als Landeskirchliche Archivarin für Pommern zuständig. In Greifswald sind Sie mir auch das erste Mal begegnet und zwar in Ihren Briefen, die Sie in den Jahren 1949 und 1950 an den pommerschen Bischof Karl von Scheven schrieben. Briefe, die mich sehr berührt haben. Briefe, die Sie schrieben aus der Perspektive der Zurückgelassenen, der in der Heimat heimatlos Gewordenen. Ich las von Ihrem Alltag in Schlawe. Sie erzählten von Ihrem Gottvertrauen, das Sie lebendig gehalten haben und das Sie am Leben erhielt. Ich denke, beim Briefeschreiben dachten Sie weder daran, dass diese Briefe bis heute aufbewahrt würden noch, dass sie je veröffentlicht würden. Genau das schwebte mir aber schon beim ersten Lesen vor. Dass ich Ihre Briefe veröffentlichen möchte, damit Sie nie in Vergessenheit geraten, damit das Bild dieser Zeit erhalten bleibt.

1) Schwester Marie Möller an Bischof von Scheven am 5. Februar 1950

Neben Ihren Briefen gibt es auch die vieler anderer Menschen, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in ihrer Heimat blieben oder bleiben mussten und unter polnischer Verwaltung weiter ihren Dienst oder andere Arbeiten verrichteten. Diese Briefe befinden sich im Landeskirchlichen Archiv Greifswald im Bestand 15.10 Konsistorium der Pommerschen Evangelischen Kirche.

Da es keine Personalakte von Ihnen in unserem Bestand gibt, wissen wir nur das aus Ihrem Leben, was Sie in Ihren Briefen erzählen. Aus dem Nachlass des Bischofs Krummacher (Nachfolger Bischof von Schevens in der Pommerschen Evangelischen Kirche) stammt das Foto von Ihnen. Im Fotoalbum steht darunter: Diakonisse Marie Möller - Schlawe 1950. Es stammt also aus der Zeit, in der Sie auch Ihre Briefe schrieben.

Ich versuche mir ein Bild Ihres Lebens und Tuns zu machen, das ist nicht leicht. Ich hätte so viele Fragen. Waren Sie denn nie verzweifelt? Wie fühlt es sich an, immer wieder abgewiesen zu werden? Wie ist es, ohne seine Familie zu sein? Ich lese Ihre Briefe und nehme Ihren starken Glauben wahr. Es gibt allerdings doch etwas, das mich nachvollziehen lässt, was Sie gestärkt hat. Ihre Sorge und Fürsorge für die Ihnen anvertrauten Menschen, die Ihnen sicher ans Herz gewachsen sind. Für die Sie stark waren und die Sie mit Liebe und Gottes Wort umsorgt und begleitet haben. Das ist etwas, das ich aus meinem Ehrenamt kenne. Menschen ein Stück auf ihrem letzten Weg zu begleiten, schenkt mir Kraft und Lebensfreude, lässt mich Innehalten und Nachdenken. Ich spüre manchmal auch eine tiefe Traurigkeit in mir. Dann bin ich noch näher bei mir, fühle intensiv. Jetzt gerade wünschte ich mir, mit Ihnen bei einer Tasse Tee zu sitzen und Ihnen zuzuhören.

Ihre dankbare Ulrike

**Bischof Karl von Scheven
an Schwester Marie Möller am 28.12.1948**

„Liebe Schwester Marie!

Auf eine Anfrage, die ich an Ihren Bruder gerichtet habe, erfahre ich soeben, dass Sie noch in Schlawe sind, dort das Altersheim leiten und sich darüber hinaus der Deutschen seelsorgerlich annehmen. Für diese segensreiche, aber sicher oft schwere Arbeit wünsche ich Ihnen alles Gute! Möge Ihnen auch im neuen Jahr die nötige Gesundheit und Kraft geschenkt werden zu Ihrem

Dienst an der Gemeinde! Ich würde mich freuen, einmal von Ihnen persönlich zu hören.

Ich bitte Sie auch, mir Namen und Anschrift des einen oder anderen Deutschen zu nennen, der sich über einen Gruss von mir freuen würde. Ich würde mich freuen, wenn das neue Jahr Ihren Wunsch, Schlawe verlassen zu können, recht bald erfüllen würde. Solange dieser Wunsch unerfüllt bleibt, mag es Ihnen ein Trost sein, dass Ihr Verbleiben dort für viele leibliche und seelische Hilfe bedeutet.

Bitte grüssen Sie die Insassen Ihres Heims und auch die übrigen Gemeindeglieder herzlich von mir und sagen Sie auch Ihnen meine besten Wünsche für das kommende Jahr!

Mit herzlichem Gruss bin ich Ihr Karl von Scheven²

**Schwester Marie Möller
an Bischof Karl von Scheven am 20.1.1949**

„Sehr verehrter Herr Bischof! Herzlichen Dank für Ihren Segensgruß zum neuen Jahr, der hier am 12.I. ankam und den ich bei dem Gottesdienst am 16. vorlas. Gerade in der Woche hatte ich von Herrn Superintendent Block früher hier in Schlawe, jetzt in Hessen, mit dem [ich] in regem Briefwechsel stehe, die neuen Predigten für Januar bekommen. Da las ich die sehr schöne Neujahrspredigt über Röm. 12, 12, den Spruch hatten Sie ja auch in Ihrem Brief angegeben. Herr Superintendent Block versorgt mich treu mit geistlicher Nahrung. Die Predigten sind aus „Wege zum Wort“, v[on] Dr. Th. Wenzel, Verlag Berlin Dahlem.

Seit 1939 bin ich hier als leitende Schwester am Kreiskrankenhaus Schlawe tätig. Vorher habe ich das Anklamer Krankenhaus, das wir ja an die von uns ausgebildeten N.S. Schwestern am 1/X.39 abgeben mußten, ich habe damals das neue Haus eingerichtet.

Am 7/III.45 war hier der Rus[sen]Einzug, den wir hier in unserm Krankenhaus erlebten, die Kranken hatten wir am 5/III. in einem nach Danzig gehenden Lazarettzug verladen. Bei dem R[ussen]Einzug wurde in der Nacht v[om] 7-8/

2) Landeskirchliches Archiv Greifswald (LKAG), 15.10 (früher 72.01) Konsistorium der Pommerschen Evangelischen Kirche, Nr. 1806 I, S. 519

III. 46 [gemeint ist 45] 60% der Stadt zerstört, die Kirche brannte vollständig aus. Es waren furchtbare Tage und Wochen. Am 8./III. stellten wir uns mit dem unbeschädigten Krankenhaus dem rus[sischen] Kommandanten zur Verfügung, dadurch blieb das Krankenhaus vollständig verschont und wurde im Juli 45 den Pol[en] übergeben. Bald nach dem R[ussen]Einzug setzte die große TyphusEpidemie ein, zuerst Flecktyphus, der von den aus Graudenz Entlassenen mitgebracht wurde und dann kam der Bauchtyphus. Bis zu 250 Betten hatten wir im Krankenhaus, Altersheim und Baracken untergebracht. Am 22/4.45 mußte ich fast mein ganzes Pflegepersonal (75%) nach Thorn abgeben; und ich mußte mit z[um] Teil unausgebildetem Personal diese vielen Kranken versorgen. Es war ein großes Sterben. Erst Anfang 46 flaute allmählich die Epidemie ab. Unser Chefarzt, Dr. Schmidt, war am 8./III.45 nachdem seine Tochter, Fr. Dr. Moser, von den R[ussen] erschossen war, mit seiner Familie (Frau, Schwester seiner Frau u. den 3 kleinen Kindern v[on] Fr[au] Dr. Moser) freiwillig aus dem Leben gegangen. Ein Arzt aus dem Kreise Tilsit übernahm dann das Krankenhaus. Juni 46 wurden dann die meisten Einwohner der Stadt evakuiert u[n]ter anderem auch Superint[endent] Block u[n]d der kath[olische] Geistliche der Stadt. Durch die Evakuierung wurden es ja auch weniger Kranke und auch das Personal des Krankenhauses wurde allmählich evakuiert. Bis Juni 1947 waren wir dann noch 2 Schwestern von Bethanien, der deutsche Arzt fuhr im Juli 1947 von hier ab, ich blieb dann alleine mit ca. 25 Kranken. Von Mai 47 wurden Alte und Kranke von den Normaltransporten zurückbehalten u[n]d z[um] Teil hier zu mir auf die Station gebracht. Viele von diesen Kranken und Hilfsbedürftigen blieben mit ein oder zwei Angehörigen in der Stadt. Diese gesunden Angehörigen wohnten und arbeiteten bei Polen in der Stadt, aber es wurden allmählich immer weniger Deutsche in der Stadt und ich bekam im Herbst 47 das ganze Altersheim zur Verfügung und die Zahl der Kranken und Alten stieg auf 70-80. Im Nov[ember] 48 war die letzte Transportaktion, dabei wurden alle Deutschen aus der Stadt auf ein Dorf 8 km von Schlawe gesammelt, von dort sollte der Abtransport erfolgen, aber es ging kein Transport und die Gesunden wurden auf poln[ische] Güter zur Arbeit verteilt und die Kranken und Alten kamen wieder zu mir ins Altersheim; sodaß die Zahl auf 100 stieg. Als Hilfen habe ich ein paar junge Mädchen und Frauen, die auch alte und kranke Angehörige hier haben. Außer mir ist noch eine alte 68jährige Hebamme hier mit im Hause und zwei von unsern alten Krankenwärtern, sodaß wir mit Personal ca. 140 Personen sind; die z. Teil auch im poln[ischen] Spital arbeiten.

Die Meisten von meinen Pflegebefohlenen haben Kinder und sonstige Verwandte im Reich, zu denen sie gern möchten. Aber wir werden immer von einem Termin zum andern vertröstet, viele sind schon über dem Warten dahin gestorben und haben den besseren Transport in die obere, unsere Heimat antreten dürfen. So warten wir nun wieder auf das Frühjahr, ob wir dann wohl abtransportiert werden. Vom Reich aus schreiben viele von den Angehörigen vom Roten Kreuz, das sich für uns verwenden will, aber bisher ist ein kleiner Transport Ende Nov[ember] mit 20 oder 30 Personen abgegangen. Wir wünschen ja so sehr, daß wir geschlossen von hier alle auf einmal fortkommen, denn die meisten der Alten sind doch sehr hilfsbedürftig und können nicht gehen und müßten liegend transportiert werden.

Seit 15. Nov[ember] 48 ist wieder ein deutscher Arzt hier für die Deutschen, der mit hier im Haus wohnt. Er ist ein früherer Ob. Reg. Med. Rat aus Allenstein, der auf der Flucht bis zum Schlauer Kreis kam. Seit dem Feb[ruar] 46 war er Nachfolger von Dr. Knorr (früher Köslin), der bis dahin das Krankenhaus in Pollnow betreut hat.

Hier im Pol[nischen] Szpital arbeiten Ordensschwwestern aus Krakau, und da verschiedene Schwestern Deutsch sprechen ist eine gute Verständigung möglich. Unter deren Schutz darf ich auch die Andachten hier auf der deutschen Abteilung halten; zu denen, solange noch Deutsche in der Stadt waren, sie recht zahlreich kamen. Auch Beerdigungen und Taufen habe ich seit Juli 46 gehalten.

Auf dem Land sind oft auf den R[ussen] Dörfern Männer oder Frauen, die in festlicher Weise das Wort verkündigen. Wo ich kann und darum gebeten werde, helfe ich mit Schriften aus. Wir in Schlawa sind ja immer Mittelpunkt, weil am Dienstag und Freitag reger Marktbetrieb ist, auch sonstige Einkäufe sind hier möglich.

Nun habe ich noch eine Frage, die mich immer wieder bewegt; einmal hatte ich schon Herrn P[astor] Poetter diese Frage vorgelegt, aber das Antwortschreiben ging verloren. Darf ich Krankenabendmahl halten, ich habe vor Jahren eine Laienagende v[on] Karl Lilje durch Herrn Sup[erintendent] Block erhalten, darin auch die Feier des Heiligen Abendmahles vorgeschrieben. Bitte, sehr verehrter Herr Bischof, geben Sie mir hierüber einmal genaue Auskunft, ev[entuell] erteilen Sie mir die Befugnis dazu. Es ist mir das eine schwere Gewissensfrage, denn es besteht doch ein großes Verlangen bei den alten Leu-

ten nach dem Mahl des Herrn! Wie sehr ich selbst danach dürste und einmal die Last zu Jesu Füßen legen möchte, das [kann] ich gar nicht beschreiben.

Von meiner Familie bin ich die letzte hier, außer meinem jüngsten Bruder in Görlitz, lebten die übrigen 5 Geschwister in Hinterpommern, die damit auch Heimat, Heim und Habe verloren haben. Die schriftliche Verbindung besteht mit allen. Mit dem Mutterhaus und vielen befreundeten Schwestern stehe ich im Briefwechsel.

Mein monatliches Gehalt beträgt 1000 Sloti bei freier Station. Das ist nicht viel, eine Briefmarke kostet 30 Sloti, ein Paar Schuhe zu besohlen kostet 1500-2000 Sloti. Aber ich kann trotz allem sagen, ich habe noch keinen Mangel gehabt.

Die Marienkirche ist jetzt von den Pol[en] wieder so hergestellt, so daß Gottesdienst drin gehalten wird. Die eigentliche kath[olische] Pfarrkirche ist vor 25 Jahren unter Leitung des letzten kath[olischen] Pfarrer [N]iekre[n]z erbaut worden und unversehrt.

Der letzte ev[angelische] Gottesdienst in der Marienkirche war am 4. März 1945, Herr Sup[erintendent] Block segnete seine Konfirmanden ein, ich nahm auch an der Feier teil und empfing dann das letzte Heil[ige] Abendmahl. Am nächsten Sonntag war die Kirche schon eine Ruine. Am Markt blieben bei dem großen Brand nur 2 Häuser stehen, die ganze Altstadt ist zerstört. Am Markt besonders die Seite zur Kirche ist schon fast von den Trümmern aufgeräumt, sodaß die Kirche jetzt in ihrer ganzen Schönheit zur Geltung kommt. Jahrhundertlang haben die Häuser das schöne Hauptportal verdeckt. Die Kirche wurde im Herbst von einem Bischof geweiht.

In all diesen Notjahren habe ich täglich und stündlich Gottes Hilfe erfahren und erleben dürfen, wo wäre ich wohl, wenn Gottes Hand mich und all die Pflegebefohlenen nicht so gnädig behütet hätte. „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über uns Flügel gebreitet.“ Das haben wir in überreichem Maße erfahren dürfen, und seine Kraft hat mir die Kräfte gegeben, daß ich nun schon 4 Jahre ohne Urlaub hier den Dienst an all den Hilfsbedürftigen leisten konnte. Und all die Fürbitten, die für uns hier, von jenseits der Grenze zu uns überströmen u[nd] von denen wir getragen werden, die dürfen wir hier spüren.

Und so sind wir der festen Zuversicht, „wenn die Stunden sich gefunden,

bricht die Hilf mit Macht herein.“ Dann werden wir auch durch Gottes Hand hinübergeleitet werden zu den Unsrigen, die schon solange auf uns warten.

Dann hoffe ich auch, mich bei Ihnen verehrter Herr Bischof, einmal persönlich melden zu können. Bis dahin grüßt in großer Verehrung Ihre Schwester Marie“³

**Schwester Marie Möller
an Bischof Karl von Scheven am 20.4.1949**

„Sehr verehrter Herr Bischof!

Ihr Hirtenbrief vom 2. April kam hier am 9.4. an, sodaß ich ihn am Sonntag Palmarum nach der Predigt vorlesen konnte. Ach, sehr verehrter Herr Bischof, wenn Sie diese Abendmahlsfeiern bei meinen Alten und Kranken miterlebt hätten! Es war sehr beweglich, wie sie mit zitternden Lippen und tränenden Augen das langentbehrte Heilige Mahl entgegennahmen, so wie es Woltersdorf sagt: „Stille hier mein sehnlich Dürsten an dem Mahl des Lebensfürsten.“ Wie haben mir die Alten gedankt, daß sie endlich, endlich wieder das Heilige Abendmahl feiern durften. So sagte mir heute vormittag noch eine kranke Frau, „was haben wir für ein schönes Osterfest gehabt.“ In 19 Stuben mit zusammen 101 Insassen habe ich eine einzelne Feier gehalten, Gründonnerstag nachm[ittag] Karfreitag u[nd] 2. Festtag nachmittags. Am Karfreitag hatten wir vorm[ittag] 10 Uhr Gottesdienst. Die Polen feiern nicht den Karfreitag, er ist ein Arbeitstag, da wird sogar noch mehr gearbeitet, weil der Sonnabend nachm[ittag] schon Festtag ist. Aber unsere Deutschen, die im pol[nischen] Spital in der Küche, Waschküche u[nd] Werkstatt arbeiten, bekamen zu dem Karfreitagsgottesdienst eine Stunde frei. Am 1. Festtag hielt ich um 10 Uhr Gottesdienst, um 2 Uhr nachm[ittag] hatte ich eine Beerdigung, anschließend haben wir auf dem Friedhof noch einige Auferstehungslieder gesungen. Am 1. Festtag las ich die Osterpredigt von Herrn Sup[erintendent] Block, die er für seine verstreuten Gemeindeglieder schickte, und am 2. Feiertag hatte ich eine Predigt von D. Dr. Wenzel, Herausgeber der Zeitschrift „Wege zum Wort“, die mir auch Sup[erintendent] Block schickt. Auch einige Dörfer in der Umgebung konnte ich mit Predigten v[on] Sup[erintendent] Block versorgen.

Ach, verehrter Herr Bischof, ich bin so unendlich dankbar, daß ich wie meine

3) LKAG, 15.10 Konsistorium, Nr. 1806 II, S. 665ff.

Brüder Fritz und Heinrich (in Görlitz) auch das Evangelium verkünden darf, daß mich mein Heiland dazu würdig erfunden hat. Meine gute, verstorbene Mutter hat immer zu meinen Geschwistern gesagt: sie hat das beste Teil erwählt! Ja, „es ist etwas des Heilands sein“ u[nd] „kein höherer Stand ist auf der ganzen Erden als unverrückt dem Heiland nachzugehen.“ Wenn es auch täglich mancherlei Schwierigkeiten gibt, die ich wohl im Reich nicht hätte, so bin ich doch dankbar, daß ich hier diesen Dienst an meinen lieben Landsleuten tun darf. Und vor allen Dingen, so die Kraft Gottes täglich u[nd] stündlich spüren darf. Er trägt über alles hinüber, das darf ich jeden Tag erleben.

Am 13. schrieb ich einen kleinen Zettel an die Deutschen in einem Rus[sen] Dorf: „Zum Osterfest bitte ich für meine Alten u[nd] Kranken eine kleine Osterfreude zu geben, wir würden uns sehr über ein Osterei freuen.“ Darauf brachte mir eine Frau 115 Eier, die sie im Dorf gesammelt hatte, eine andere brachte aus Tychow 40 u[nd] eine Frau nochmal 40. Doch nun genug von uns.

Einige Namen von Männern und einer Frau, die auf ihren Dörfern Kirche halten, kann ich Ihnen mitteilen. Es wäre gut, wenn Sie, Herr Bischof, diesen Leuten die Ermächtigung u[nd] eine Liturgie für eine Abendmahlsfeier (mit der Schreibmaschine geschrieben) mitschickten, denn auf dem Land ist genau so ein Verlangen nach dem Heiligen Abendmahl. Niemand, der hier nicht seit 1945 gelebt hat, kann es ermessen, was wir hier auch gerade an geistlicher Nahrung erbehren müssen; und bedürfen doch des Trostes mehr denn je. In den Rus[sen]Dörfern wurde nur der 1. Festtag freigegeben, am 2. Festtag mußten die Deutschen arbeiten, bei den Pol[en] waren beide Festtage frei. Auch Sonntags wird meistens in den Russ[en]Dörfern gearbeitet.

Die Hand Gottes liegt schwer auf uns,- aber seine Hand kann auch alles ändern. - Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünkt uns nicht Freude sondern Traurigkeit zu sein, aber darnach wird sie geben! Hebr. 12, 11.

Wir danken Ihnen, verehrter Herr Bischof, daß Sie unser fürbittend gedenken, das ist für uns die beste und einzige Hilfe!

Wenn es nicht unbescheiden ist, dann schreiben Sie uns bald wieder, sehr würde ich mich auch über etwas Predigtmaterial freuen.

Im Auftrag aller meiner Pflegebefohlenen u[nd] Landsleute grüßt Sie verehrter Herr Bischof Ihre ergebene und dankbare Schwester Marie“⁴

4) LKAG, 15.10 Konsistorium, Nr. 1806 II, S. 797f.

Schwester Marie Möller
an Bischof Karl von Scheven am 22.11.1949

„Sehr verehrter Herr Bischof!

Für Ihren Hirtenbrief in Form der Totenfestpredigt danke ich Ihnen mit meiner ganzen kleinen Gemeinde; es war für uns alle tröstlich diese Predigt für den Totensonntag. Anschließend habe ich das Heilige Abendmahl austeilen dürfen. Nachmittag haben wir auf unserem Friedhof eine kleine Feier gehalten und Auferstehungslieder gesungen. Es war für uns alle ein schöner Tag.

Nun kommt schon Advent, auch den 1. Advent haben wir immer gefeiert und so will ich es auch in diesem Jahr halten, wie ich es aus Bethanien kenne. Weihnachten hatten wir bestimmt gehofft, drüben bei unsern Angehörigen zu sein, aber es scheint so, als ob wir garnicht dahin kommen. Im Oktober habe ich je eine Sammeliste an den Engl[ischen] Permitt Officer in Warschau und eine dem Bischof Kammel, Berlin eingereicht, bisher ohne Erfolg. Wir müssen den Dingen ihren Lauf geben, schreibt mir Herr Bischof. „Geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn hoffen“, das ist und bleibt unsere Losung.

In der nächsten Zeit wird es ja wohl eine veränderte, politische Lage für uns hier geben, und davon hängt auch unsere Zukunft ab.

Im September mußte ich 32 von meinen Alten nach dem Lager Swidwin (früher Schivelbein) bringen. Das ist ein früheres Umsiedlungslager. Dort sind schon von überall Alte u[nd] Hilfsbedürftige hingebracht worden. Leider ist bis heute noch keine Schwester zur Betreuung dort. Gleich im September habe ich mich bei allen zuständigen Stellen für das Lager Swidwin gemeldet, leider bisher ohne Erfolg. Einer von meinen Alten, Wilhelm Zessin früher Pustamin, Kr[eis] Schlawe, hält dort im Lager Andachten und hält auch die Feier bei Beerdigungen. Bitte Herr Bischof schicken Sie auch an Zessin die Abendmahlsliturgie und die Ermächtigung. Zessin ist bei Dr. Knorr als Laienprediger ausgebildet und hat während des Krieges schon längere Zeit Gottesdienste gehalten, ich glaube, dort war ein Pastor Jobst in der Gemeinde, der später Soldat war.

Anschrift: Wilhelm Zessin, Swidwin, Powiat Białogardzki, SKr. 61 (Lager) (Białogard ist das frühere Belgard). Dann hätte ich noch eine Bitte, es gehen jetzt ja schon Päckchen bis 500 gr. hierher. Könnten Sie mir, verehrter Herr Bischof, wohl einige Oblaten zum Abendmahl schicken und einige Weihnachtskarten?

Es soll ja eine Gleichberechtigung kommen für Russen, Polen und Deutsche, bisher haben wir noch immer das Gegenteil gespürt.

„Aber Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl.“

Als das Furchtbarste hier empfinde ich, daß es für die Jugend hier keine Schule und Kirche gibt. Nun sind es bald 5 Jahre. Das ist für diese armen Kinder niemals mehr nachzuholen, noch gutzumachen. Die Eltern selbst haben keine Zeit dazu, denn alles muß arbeiten, um zu leben. Kinder von 12 Jahren an müssen auch arbeiten. In sittlicher Hinsicht ist schon eine furchtbare Verwahrlosung unter dieser Jugend zu sehen. Wir können nur immer beten und flehen: „Herr, beende unser Gefängnis, zerbrich unsere Ketten! Auf dich hoffen wir allein, laß uns nicht verloren sein!“ Nun Herr Bischof, danke ich Ihnen und meine kleine Gemeinde für Ihre treue Fürbitte und Fürsorge.

Mit den herzlichsten Segenswünschen zum Advent grüßt Sie Ihre dankbare u[nd] ergebene Schwester Marie“⁵

Schwester Marie Möller
an Bischof Karl von Scheven am 5.2.1950

„Sehr verehrter Herr Bischof!

Nun ist schon der erste Monat im neuen Jahr vergangen und wir hoffen bei Beginn der warmen Witterung auf unseren Abtransport.

Wir grüßen Sie, verehrter Herr Bischof, und danken Ihnen für all Ihre Fürbitte und für all den geistlichen Trost, den Sie uns durch die geistlichen Schriften sandten. Leider kam alles so sehr spät an. Ihr Päckchen mit den wunderhübschen transparenten Quempasheftchen u[nd] den Predigten zu Weihnachten kam am 18.I. hier an. Es kamen mir fast die Tränen, daß alles so spät kam, wieviel Freude hätte ich damit noch bereiten können. Ihr Hirtenbrief vom 23/XII. kam Anfang Januar u[nd] ich wartete immer auf die in dem Brief angekündigten Päckchen. Gestern am 4.II. kamen nun auch die Oblaten an, auf die hatte ich schon garnicht mehr gerechnet. Alles hat solange auf der Zensurstelle in Posen (jetzt Posan [Poznan]) gelegen. Natürlich falle ich mit meiner umfangreichen Post auf. Aber ich habe bisher noch keine Schwierigkeiten dadurch gehabt. Auch von Herrn Sup[erintendent] Block u[nd] Herrn Bischof Kammel

5) LKAG, 15.10 Konsistorium, Nr. 1807 I, S. 311ff.

hatte ich solche Päckchen, es kam alles hintereinander 16. 17. u[nd] 18.l. an. Das ist natürlich von der Zensurstelle mit Absicht so lange liegen gelassen.

Aber trotz allem haben wir hier ein sehr schönes Weihnachtsfest feiern dürfen, ich meine, es war mein schönstes, welches ich in meinem bisherigen Leben gefeiert habe. Eine Abschrift von dem Bericht lege ich Ihnen noch bei u[nd] bitte es gnädig zu entschuldigen, daß er so spät kommt.

Am Sylvesterabend durfte ich eine sehr fröhliche Abendandacht halten. Mit dem festen Vertrauen auf Gottes allmächtige Hilfe und seinen gnädigen Heiland sind wir in das neue Jahr gegangen.

Ende des Jahres hieß es, wir sollten gleich Anfang des neuen Jahres nach Swidwin. Nun sind wir doch wieder hiergeblieben, ich mußte aber gleich im Januar eine Station räumen, die für die interne Abteilung des poln[ischen] Spitals eingerichtet wird. Noch sind wir aber allein und so kann ich jeden Sonntag noch ungestört Gottesdienst halten. Heute hatte ich eine Predigt über die alttestam[entliche] Lexion Jerem. 9. 22 u[nd] 23.

Dieser Dienst am Wort ist meine ganz besondere Freude und ich bin meinem Herrn und Meister unendlich dankbar, daß Er mich gewürdigt hat, Ihm hier an meinen armen Landsleuten so mit Wort und Sakrament dienen zu dürfen.

„Es ist etwas des Heilands sein und Ihm zu dienen auch ein Stand!“

Wenn ich auch hier wie in der Luft schwebe, denn es kann mir hier doch niemand helfen weder mein Mutterhaus noch irgendeine Behörde. Aber ich darf doch täglich erleben, mit Ihm alles tun und alles lassen.

Ihm meinem Herrn und Heiland bin ich hier direkt unterstellt, aus seiner Fülle darf ich täglich nehmen Gnade um Gnade, Trost, Kraft und Hilfe mitten in der Wüste. Nur ein Beispiel will ich Ihnen schildern verehrter Herr Bischof. Seit 1½ Jahren bekam ich 1000 Sloti monatlich, vor einem Jahr bat ich den Direktor um Gehaltserhöhung, aber es blieb trotz Versprechens bei 1000 Sl[oti]. Inzwischen hoffte ich ja immer, daß wir rauskämen und da brauchte ich ja auch nichts mehr. Nun kam wieder Weihnachten heran und ich gebrauchte doch für allerlei Kleinigkeiten zum Freude bereiten Geld. Im November hatte ich an das Mutterhaus geschrieben, sie möchten mir meine staatl[iche] Anerkennung schicken, damit ich etwas in der Hand habe, aber die Papiere kamen nicht. Anfang Dezember faßte ich mir ein Herz und bat nochmal den Direk-

tor, das ist der poln[ische] Chefarzt und sofort auf meine Bitte erhielt ich 3000 Sloti. Wer kann die Herzen der Feinde leutern? Ja Gott kann machen, daß die Sachen gehen wie es heilsam ist!

Erst in der vergangenen Woche habe ich Seine starke Hand direkt gespürt; gehe ich mit einer unserer Frauen auf der Straße, da rasen ein paar scheu gewordene Pferde mit dem Ackerwagen die Straße runter auf den Bürgersteig in der letzten Sekunde können wir uns noch ganz fest an einen Eisenzaun drücken und wie ein Blitz sind Pferd und Wagen dicht an uns vorbei. Wir dürfen noch heute seine Wunder erleben, wenn wir nur Augen dafür haben.

Schon mehrfach habe ich an meine Mitschwestern im Reich geschrieben, daß sie uns nicht bedauern sollten. Denn wo hätte ich drüben wohl eine Arbeit gefunden, in der ich so meinem Heiland dienen durfte wie hier. Mitten unter Polen und unter Kathol[iken] darf ich als evang[elische] Diakonisse das Evangelium in Wort u[nd] Sakrament verkündigen. Ist das nicht etwas ganz Großes?

Meine Mitschwester Anna Hesse in Bütow schreibt mir, wir sind hier in der Hochschule unseres Gottes.

Er nimmt uns hier vom Volk besonders, dann hat uns Gott auch etwas Besonderes zu sagen. Das alles soll uns doch nur zum Besten dienen. So sehe ich hier meinen Auftrag an, nicht als Strafe sondern als eine besondere Mission unseres Herrn u[nd] Heiland! Und wenn Seine Stunde gekommen ist, dann wird Er uns auch sicher geleiten und Gnade geben zu unserer Reise.

Wie mir Schw[ester] Anna schrieb, wird unser neu gewählter Vorsteher von Bethanien, Herr Pastor Steinke vor Ostern in Greifswald in sein neues Amt eingeführt. Diese Amtshandlung werden Sie, verehrter Herr Bischof ausführen. Gott gebe seinen Segen dazu, daß es für unser geliebtes Mutterhaus der rechte Hirte und Seelsorger ist. Es ist gewiß eine große, schwere Aufgabe, die Gott, der Herr diesem unserm Bruder auf die Schultern legt. Aber Gott gibt ja zu seinen Aufgaben auch immer die Gaben. Denn „Gottes Brunnlein hat Wasser die Fülle“ und wir dürfen doch täglich schöpfen soviel wir nur brauchen.

In unserer Familie hatten wir auch eine ganz große Freude. Der älteste Sohn meiner Schwester kam Ende Dezember aus russ[ischer] Gefangenschaft heim. Mein Schwager war hier im Kreise als Förster, er wurde am 2.III.45 bei der Besetzung der Försterei von d[en] Russen erschossen.

Meine Schwester verlor dazu Heimat und Hab und Gut. Sie lebt mit ihren Kindern in Schleswig; sie schrieb an mich: dieser mein Sohn war verloren und ist mir wieder neu geschenkt; ich habe unaufhörlich für ihn gebetet. Und mein Neffe schreibt mir: „Die Gebete meiner Mutter habe ich gespürt, sie haben mich über alles hinübergetragen.“

Wenn ich einmal drüben sein werde, werde ich mich bei Ihnen, verehrter Herr Bischof, persönlich vorstellen und dann werde ich Ihnen noch viel erzählen können.

Nun grüße ich Sie Herr Bischof auch im Namen aller meiner Pflegebefohlenen.

Immer Ihre dankbare und ergebene Schwester Marie“⁶

Ulrike Reinfeldt, Schwerin

6) LKAG, 15.10 Konsistorium, Nr. 1807 I, S. 637ff.

Nachruf Klaus Günther

Jahrelang saß er oben in der Werkstatt und mühte sich durch das Archivgut der Kirchengemeinde Preetz. Das ist ein Bild, das vor Augen steht, wenn von ihm die Rede ist – Dr. Klaus Günther. Geboren am 17.8.1935 in Brandenburg, studierte er in Berlin (West) Veterinärmedizin. Er schloss 1962 mit der Zulassung als Tierarzt ab. Während des folgenden Praktikums an der Westküste Schleswig-Holsteins entwickelte er eine Allergie, so dass er nicht als praktischer Tierarzt arbeiten konnte. Darum nahm er eine Tätigkeit als Tierarzt bei der Stadt Kiel und 1967 im Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten auf, wo er in der Aufsicht, z.B. der Lebensmittelüberwachung, tätig war. Auch im Ausland war er, er wurde 1973 im Auftrag des zuständigen Bundesministeriums für ein Jahr nach Argentinien abgeordnet, um die Einhaltung der deutschen Einfuhrbestimmungen für argentinische Importe nach Deutschland zu überwachen. 1997 wurde er pensioniert.

Nach seinem Eintritt in den Ruhestand lehrte er noch einige Jahre Ökotoxikologie an der Universität Kiel. 1999 wurde er als Archivpfleger für den Kirchenkreis Plön bestellt. Zahlreiche Fahrten mit ihm gingen über das Land, um die Kirchengemeinden zu besuchen. Aus dieser Tätigkeit heraus ergab sich, dass er sich des Archivs ‚seiner‘ Kirchengemeinde Preetz annahm. So kam es, dass er viele Jahre lang vormittags im Archiv saß und frohgemut die Akten erschloss. Das setzte er auch fort, nachdem er 2006 seine Bestallung zurückgegeben hatte.

Es bleibt die Erinnerung an einen Menschen, der ruhig und gewissenhaft die ihm übertragene Aufgabe wahrnahm. Er starb am 16.6.2018.

Ulrich Stenzel, Kiel

Cathrin Kleine, mein Leben als FaMI



Bevor ich mich auf meine Ausbildungsstelle beworben habe, konnte ich mit dem Kürzel „FaMI“ wahrscheinlich genau so wenig anfangen wie Sie gerade. Solch ein lustig und zugleich komisch klingendes Wort. Dass sich dahinter jedoch der perfekte Beruf für mich versteckt hat, habe ich zum Glück relativ schnell erkannt. ...

Zum Zeitpunkt meiner Bewerbungsschreiben war ich 18 Jahre alt und gerade dabei, meine Fachhochschulreife zu erwerben. Wie so viele Jugendliche in meinem Alter wusste ich nicht, was ich in der Zukunft werden möchte und in welche Richtung meine Reise gehen soll.

Selbstverständlich flogen zigtausend Berufsmöglichkeiten durch meine Gedanken, jedoch schien keine davon die Passende zu sein. So musste ich mir also erst einmal genauer darüber im Klaren werden, was für Fähigkeiten ich besitze und welches Arbeitsambiente/-verhältnis ich mir vorstellen könnte. Mit Hilfe von Freunden, Familie und ein paar Tagen Bedenkzeit konnte endlich die gezieltere Suche nach einem passenden Beruf für mich beginnen. Eines Tages dann sprang mir der Begriff „FaMI“ entgegen und ich wurde auf der Stelle neugierig was sich hinter dieser Abkürzung wohl für ein Beruf verstecken könnte und ob dieser zu mir und meinen Fähigkeiten passen würde.

Nach einer kurzen Recherche im Internet habe ich herausgefunden, dass es „Fachangestellte für Medien- und Informationsdienste“ ist. Aber was bedeutet das jetzt genau? Nun, zunächst muss man wissen, dass sich die Ausbildung auf drei Jahre beläuft und dass sie dual aufgebaut ist. Es werden einem also die theoretischen Kenntnisse in einer Berufsschule vermittelt und die Praxis wird in einem Betrieb durchgeführt.

Man erlernt bei dieser Ausbildung den Umgang mit Medien aller Art, wie diese funktionieren, was für Softwares es gibt und welche Datennetze und Datenbanken uns zur Verfügung stehen und wie man diese richtig anwendet. Es ist ebenso wichtig zu erlernen, was für Richtlinien und Regelwerke es gibt, um diese im beruflichen Alltag korrekt zu berücksichtigen. Das Beschaffen und Bearbeiten von Medien ist nur eines von vielen anderen Dingen, welche man während der Ausbildung zur FaMI beigebracht be-

kommt. Ein weiteres Beispiel ist das Recherchieren und Aufbereiten von Informationen und Medien, damit man sie den Nutzern zur Verfügung stellen kann. Dazu zählt auch das Herstellen und Gestalten von Informationsdiensten und das Mitwirken an der Öffentlichkeitsarbeit und am Marketing. Vor Kundenkontakt sollte man also keine allzu große Scheu haben, da man spätestens am Ende der Ausbildung in der Lage sein wird, Nutzer zu beraten, zu informieren und zu betreuen.

Jedoch ist natürlich auch die Kommunikation an sich ein wichtiges Stichwort. Nicht nur wie eben beschrieben zu den Kunden, sondern dass man auch innerhalb des Betriebes fähig ist, korrekt zu kommunizieren und zu kooperieren. Zwei weitere sehr wichtige Begriffe für die Ausbildung sind Ordnung und Struktur, welche täglich in Anspruch genommen werden. Einerseits erlernt man diese Fähigkeiten natürlich, andererseits sollte man schon mindestens ein gewisses Gespür dafür besitzen. Glücklicherweise liegt mir besonders die Ordnung im Blut und somit hatte ich keine Zweifel, dass dieser Ausbildungsgang ein Passender sein kann.

Ich wusste also nun darüber Bescheid, was man als „FaMI“ allgemein für Tätigkeiten hat, jedoch stand ich bereits vor der nächsten großen Frage, da es nach der Zwischenprüfung intensiver um die gewählte Spezialisierung geht. Welche der fünf Fachrichtungen ist also die Richtige für mich? Ist es die Fachrichtung ‚Bibliothek‘ oder die ‚Medizinische Dokumentation‘? Vielleicht ja doch eher ‚Archiv‘ oder ‚Information und Dokumentation‘? Und was ist mit ‚Bildagentur‘? Wäre das etwas für mich? Letzten Endes ist meine Entscheidung auf die Fachrichtung ‚Archiv‘ gefallen. Dies kam dadurch zu Stande, dass ich mich über die unterschiedlichen Spezialisierungsmöglichkeiten informiert habe und anhand meiner Interessen beispielsweise an der allgemeinen und persönlichen Vergangenheit ein Ausschlussverfahren durchgeführt habe, in dem sich herausgestellt hat, dass in der Fachrichtung ‚Archiv‘ diese auf jeden Fall vertreten werden und ich mit diesen Interessen hier am meisten in Berührung kommen werde. Ein weiterer Entscheidungsfaktor war selbstverständlich auch, wo ich den Ausbildungsplatz erhalte. Hierbei hatte ich wirklich Glück, dass das Landeskirchliche Archiv in Kiel, indem ich aktuell meine Ausbildung mache, nicht allzu weit von meinem Wohnort entfernt liegt. Besonders geweckt wurde meine Aufmerksamkeit aber auch dadurch, dass man Quellen- und Schriftkunde erlernt, wodurch ich sowohl private (beispielsweise in der Familienforschung) als auch dienstliche Vorteile haben werde. Diese zu erlernende Schriftkunde lässt mich das Schriftgut besser verstehen,

wodurch ein Teil meiner Fähigkeit geschaffen wird, dieses Schriftgut zu sichten, zu bewerten und zu erschließen. In einem Archiv habe ich allerdings nicht nur die Möglichkeit Schriftgut zu übernehmen, sondern auch andere Informationsträger, wie beispielsweise Fotos, Pläne und Kassetten.

Anfang dieses Jahres habe ich beispielsweise einen bibliothekarischen Nachlass erschlossen, welcher nicht allzu üblich bei uns im Archiv ist, wodurch ich jedoch langsam aber sicher an den Erschließungsvorgang herangeführt wurde. Weil ich auch durch Kollegen zu Terminen außerhalb des Archivs mitgenommen wurde, konnte ich bereits einige Einblicke in die Bewertung und Durchführung von Kassation (Vernichtung) von Schriftgut erhalten. Jedoch durfte ich auch bereits selbstständig Bestände bei uns digital importieren und am Vorgang teilhaben, aus diesen Beständen ein Findbuch zu erstellen, welches eine ebenso wichtige Aufgabe von FaMI's mit der Fachrichtung Archiv ist, wie den korrekten Umgang mit Archivgut während der Lagerung und der Benutzung zu wissen.

Auch wenn ich vielleicht erst ein halbes Jahr die Ausbildung zur Fachangestellten für Medien-und Informationsdienste mache, so kann ich schon seit Beginn an sagen, dass ich für mich definitiv die richtig Wahl getroffen habe. Die richtige Berufswahl, die richtige Wahl der Fachrichtung und auch die richtige Wahl des Betriebes, in dem ich von Anfang an herzlichst aufgenommen wurde.

Cathrin Kleine, Kiel

Nachruf Karl Nielsen

Umtrieb war er immer. Pastor Karl Nielsen war ein Mensch, der auf Menschen und ihre Geschichten neugierig war. So war er auch an der Geschichte seiner Umgebung interessiert.

Geboren am 19.8.1934 in Wimmersbüll bei Süderlügum im Kreis Südtondern, studierte er in Bethel, Heidelberg, Göttingen und Münster. Nach der Ordination 1963 in der westfälischen Landeskirche war er Vikar und später Pastor in Geseke. Die vielschichtigen Auseinandersetzungen mit den verschiedenen kulturellen und theologischen Traditionen in der Landeskirche hatten ihn nach seinen Worten dahin geprägt, dass er stets den Respekt für andere Menschen lebte. Die Lust am Neuen führte zum Wechsel, 1974 ging er mit seiner Familie nach Munkbrarup. Dort wurde er Pastor bis zu seinem Ruhestand 1994.

Gleichzeitig wurde er in der damaligen Propstei Angeln Vorsitzender des Rentamtsausschusses und somit Vorgesetzter des Rentamts, der Propsteiverwaltung. Doch auch andere Themen beschäftigten ihn: die Geschichte von Dorf und Kirchengemeinde. Und die Technik faszinierte ihn zeitlebens. Seit 1966 hatte er eine Lizenz als Amateurfunker. Unvergessen die Bilder, wie er im „Schneewinter 1978/1979“ in dem Dorf, das durch die Schneemassen von der Umwelt abgeschnitten war, mit seinem Funkgerät durchs Dorf zog und den Bewohnern den Kontakt nach außen ermöglichte! Computer beschäftigten ebenso intensiv. Selbstverständlich hatte er auch eine eigene Internetseite und betreute die Internetseite www.munkbrarup.de.

Nach seinem Ruhestand wurde er gleich für die Betreuung des Archivs in Kappeln angeworben. Dieses Amt nahm er mit großem Engagement wahr. 2011 ließ sich von den Aufgaben entbinden. Gleichwohl blieb er noch, solange es ging, aktiv, er organisierte Gruppenreisen der Kirchengemeinde und betrieb Geocaching, eine elektronische Schnitzeljagd.

So bleibt die Erinnerung an einen Menschen, für den das Interesse an den Menschen und ihren Geschichten im Mittelpunkt stand und an dem er alles ausrichtete, auch die Archivarbeit, die er mit viel Herzblut betrieb. Er starb mit 84 Jahren am 13.9.2018.

Ulrich Stenzel, Kiel

Mark Tiedemann, Kirchenkreisarchiv Mecklenburg

Am 01. Januar 2019 habe ich eine Stelle als Sachbearbeiter im Kirchenkreisarchiv Mecklenburg angetreten. Zu meinen Aufgaben gehört hauptsächlich die Bearbeitung, Ordnung und Verzeichnung von Archivgut aus den Kirchengemeinden in Mecklenburg.

Die Möglichkeit einmal in einem Archiv zu arbeiten, habe ich allerdings erst während meines Studiums in Betracht gezogen. Früher, zu Schulzeiten, sollte es noch ein Beruf im Bereich Elektrotechnik oder Informatik werden. In meiner Heimatstadt Stade machte ich das Abitur am Fachgymnasium Technik mit dem Schwerpunkt Informationstechnik. Der mathematische Schwerpunkt der letzten Schuljahre schreckte mich jedoch ab, sodass ich mich hinsichtlich meines Berufswunsches noch einmal umorientierte. Technik sollte ein Hobby bleiben und einen neuen Computer schraube ich heute noch selbst zusammen.

Nach dem Zivildienst entschied ich mich letztlich für ein Studium der Fächerkombination Geschichte und Öffentliches Recht an der Universität Greifswald. Während eines studienbegleitenden Praktikums im Stader Stadtarchiv wollte ich die Prozesse in einem Archiv genauer kennenlernen. Das Praktikum war erstaunlich abwechslungsreich und gefiel mir ausgesprochen gut. Unter anderem ordnete und verzeichnete ich eine umfangreiche Fotosammlung zur Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts, betreute aber auch Schüler bei ihren Recherchen für einen Schülerwettbewerb. Nach dem Praktikum konnte ich mir gut vorstellen, im Anschluss an das Studium in einem Archiv zu arbeiten. Zunächst studierte ich weiter Geschichte und für meine Masterarbeit forschte ich über den Stader Stadtbrand von 1659.

Nach dem Studium ging es von Greifswald zuerst wieder ein Stück in Richtung Heimat. Bei einem bekannten Onlineversandhandel fand ich eine Stelle im Personalwesen. Später suchte ich nach einer neuen Herausforderung im Unternehmen und wechselte in den Lager- und Logistikbereich. Das war eine spannende und abwechslungsreiche Tätigkeit, vor allem durch die Zusammenarbeit mit Menschen aus vielen Ländern und unterschiedlichen Kulturen.

Die Arbeit war thematisch jedoch weit von den Inhalten meines Studiums entfernt und der Gedanke, einmal in einem Archiv zu arbeiten, blieb mir im Kopf.

Als es dann mit einer Stelle beim Kirchenkreisarchiv geklappt hat, habe ich mich sehr über die Chance gefreut.

Die neue Arbeit im Kirchenkreisarchiv ist ähnlich abwechslungsreich wie damals im Praktikum. Von den neuen Kollegen bin ich großartig aufgenommen worden und ich fühlte mich von Anfang an wohl. Mittlerweile habe ich mich auch schon ein wenig in Schwerin eingelebt, freue mich aber darauf, die Stadt weiter kennenzulernen.

Nachruf Otto Ramm



Mit einem leisen Lächeln begrüßte er einen. Engagiert, ja begeistert, aber mit einer gewissen Selbstironie widmete Otto Ramm sich der Familienforschung. Zuerst betrieb er sie rein privat, aber dann stellte er seine Kenntnisse in den Dienst des Kirchenkreises Münsterdorf (später Rantzau-Münsterdorf). 1926 in Nortorf bei Wilster geboren, machte er nach der Schule eine Ausbildung als Maschinenschlosser. Nach Arbeitsdienst und Kriegseinsatz kehrte er in seinen Beruf zurück. Mit einer Ausbildung an der Staatlichen Ingenieurschule in Kiel konnte er den beruflichen Aufstieg

vorantreiben. Im Ruhestand fing er mit der Familienforschung an und konnte seine Familie bis 1640 zurückverfolgen. Aber seine Interessen griffen stets auch weiter: Computer, Familie, Garten... Dennoch ließ er sich 2002 für die Betreuung der Familienforschung in Itzehoe und später in Wrist verpflichten. 2015 war es genug. Der Rückzug fiel mit dem fünften Jubiläum des Bezugs des neuen Gebäudes des Kirchenkreisarchives in Wrist zusammen. Zusammen mit Gisela Lindemann hatte er dafür gesorgt, dass Wrist eine verlässliche Adresse für Familien- und andere Forschung wurde.

Er ist am 1. Februar 2019 gestorben. Das Landeskirchliche Archiv hat gerne mit ihm zusammengearbeitet und dankt für die kollegiale Zusammenarbeit

Ulrich Stenzel, Kiel

Sebastian Eichler, Landeskirchliches Archiv Schwerin



Seit dem 15. Oktober 2018 arbeite ich im Archiv der Nordkirche. Für die Dauer von drei Jahren wurde ich mit der Erschließung des Bestandes „Konsistorium Greifswald“ der ehemaligen pommerischen Landeskirche betraut. Die Projektstelle ist Teil der landeskirchlichen Initiative zur Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit.

Das motivierende an meiner Arbeit ist, dass man immer wieder auf unglaubliche Geschichten stoßen kann. Gerade weil ich ja die DDR und die deutsche Teilung nicht miterlebt habe, ist die Beschäftigung mit dieser Zeit für mich besonders spannend. Eigentlich stamme ich nämlich aus Achim bei Bremen und bin darüber hinaus erst nach der „Wende“ geboren.

Eine dieser spannenden Geschichten aus meinem Bestand konnte ich nun für abgestaubt aufarbeiten.

Einmal im Archiv zu landen, war aber von vornherein keineswegs klar. Nach dem Abitur kam zunächst einmal ein Studium der molekularen Biotechnologie, dem zügig der Wechsel zu Geschichte und Religionswissenschaft folgte. Das hat viele überrascht.

Die DDR war im Studium an der Leibniz Universität Hannover kein großes Thema, dafür standen Seminare zu Voodoo, Folter, Abhörtechniken, Geschichte der Unterwäsche und der Entwicklung der Atompolitik auf dem Programm. Eher die Neugier als eine angestrebte Spezialisierung formte den Studienplan. Bedingt durch das Zweifach bestand auch immer der Bezug zur Religion als eine der treibenden Kräfte menschlichen Handelns. Das spiegelt sich auch in den Abschlussarbeiten wieder, welche die Verschränkungen von Lutherfeiern und Nationalismus sowie die Japanmission der Jesuiten zu Thema hatten (letzteres ist die Basis meines zweiten Artikels in diesem Band).

Nach dem Abschluss stand erstmal die Frage nach dem „Was nun?“ mit der es wohl die meisten Geisteswissenschaftler einmal zu tun haben. Viele Bewerbungen gingen ins Leere. Ganz untätig sein wollte ich ansonsten nicht: Für die regionalhistorische Initiative „Netzwerk Erinnerungskultur im Landkreis

Verden“ half ich beim Aufbau der Website und schrieb Texte zu verschiedenen Themen.

Mitte September 2018 hat es dann geklappt: Nach dem Bewerbungsgespräch in Kiel kam prompt die Zusage für die Projektstelle. Da hieß es Sachen packen und los, denn in drei Wochen sollte ich anfangen! Mittlerweile ist aber der größte Stress vorbei und ich konnte mich einigermaßen in Schwerin eingelebt. Es ist eine nette, sympathische Stadt und ich bin sehr froh, hier gelandet zu sein.

[illegible]



KONSERVIERUNG & RESTAURIERUNG

Gudrun Kühl M.A.

SCHRIFTGUT, GRAPHIK UND MALEREI AUF PAPIER

Konservieren und Restaurieren von Kunstobjekten aus Papier sowie Archiv- und Bibliotheksgut

Zeichnungen, Graphik, Malerei auf Papier, Archivalien, Urkunden,
Karten, Pläne (insbesondere auch Transparentpapier) und Bücher

Ausstellungs- und Sammlungsbetreuung

Unterstützung bei Ausstellungsauf- und Abbau, Bestandsaufnahme,
Schadensanalyse, fotografische und schriftliche Dokumentation

Beratung zu konservatorisch fachgerechter Lagerung, Verpackung und Transport von Kunst- und Kulturgut aus Papier sowie Büchern

Erstellen von unverbindlichen Kostenvoranschlägen

Kontakt:

Gudrun Kühl M.A.
Brandstücken 33
22549 Hamburg

Mail: mail@gudrun-kuehl.de
Tel: 0176 495 790 69
Web: www.gudrun-kuehl.de

abgestaubt

... aus Archiven in der Nordkirche

ISSN 2569-6033



Aus dem Inhalt

Archive und Öffentlichkeit

Die Jesuiten in Japan

Vor dem Altpapier gerettet

Geschichte des Penkuner Schulwesens

7

2019